

Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werththätigen Bevölkerung.

Telephon Nr. 419.]

Mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“.

[Telephon Nr. 419

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich Abends (außer an Sonn- und Festtagen) mit dem Datum des folgenden Tages und ist durch die Expedition, Johannisstraße 50, und die Post zu beziehen. Preis vierteljährlich M. 1,60. Monatlich 55 Pfg. Postzeitungskarte Nr. 4069 a, 6. Nachtrag.

Die Anzeigengebühr beträgt für die vierspaltige Beilage oder deren Raum 15 Pfg., für Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen nur 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 20 Pfg. Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr Vormittags in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 103.

Mittwoch, den 5. Mai 1897.

4. Jahrgang.

Hierzu eine Beilage.

Der 1. Mai

Ist auch heuer von den Klassenbewußten Arbeitern aller Länder würdig unserer Sache gefeiert worden; und auch heuer hat die internationale Heerschau des Proletariats einen weiteren Fortschritt unserer Bewegung offenbart — das ist das Gesamtergebnis der außerordentlich zahlreichen Berichte und Telegramme, die dem „Vorw.“ — so zahlreich wie nie zuvor — aus dem In- und Auslande zugegangen sind.

In Deutschland, namentlich im Norden, war das Wetter unglücklich, allein, wenn auch die Kundgebungen im Freien hierunter einigermaßen litten, so war die Theilnahme an den Kundgebungen in geschlossenen Räumen um so massenhafter. Jedenfalls war — und das gilt für das Ausland wie für das Inland — die Theilnahme eine allgemeinere als je zuvor. Und in Deutschland wurde auch die Feier durch Arbeitsruhe von mehr Arbeitern gelebt als je zuvor. Die brutalen Drohungen der Geldherrscher, wie sich das erwarten ließ, das Gegentheil der beabsichtigten Wirkung hervorgerufen.

Aus Oesterreich, England, Frankreich, Belgien, Italien, Spanien und anderen Ländern wird uns ausdrücklich allgemeinere Theilnahme als in früheren Jahren gemeldet; und besonders aus Oesterreich auch allgemeinere Arbeitsruhe, was um so mehr hervorgehoben werden muß, als die Unternehmer, gestützt von den Behörden, das Wegbleiben von der Arbeit nach — deutschem Gebrauche Muster durch brutale Uthase bei Strafe der Entlassung verboten hatten.

Das Moment der allgemeineren Theilnahme in allen Ländern fällt doppelt in's Gewicht, weil der 1. Mai dieses Jahr auf einen Sonnabend fiel, d. h. auf denjenigen Tag der Woche, an welchem der Arbeiter am schwersten von der Arbeit abkommen kann, und die Arbeitsruhe ihm die schwersten Opfer auferlegt. Aber die Arbeiter sind keine „Prozent-Patrioten“.

In Frankreich wurde in allen Städten und Landgemeinden, wo unsere Genossen das Heft in Händen haben, der 1. Mai als offizieller Feiertag begangen.

Die Polizei scheint nirgends gewaltsam aufgetreten zu sein, und da die Sozialdemokraten stets gute Disziplin halten, so ist die Ordnung nirgends gestört worden.

Der Geist der Humanität, Freiheit und Gerechtigkeit, dem das Weltfest der Arbeit gewidmet ist, spricht zu uns aus den Mai-Nummern der sozialistischen Zeitungen aller Länder. Viele dieser Festausgaben sind wahrhaft künstlerisch ausgestattet; und die Sammelphilister, die unser Fest spödelnd zu verkleinern suchen, — sie sollen nur die Sedan- und Zentennar-Nummern der bürgerlich-reaktionären Presse mit den Mai-Nummern der sozialistischen Presse vergleichen.

Der Zeitpunkt war ja auch überaus günstig, um die Kulturmission des Proletariats gegenüber der Kulturfeindlichkeit der Kapitalistenklasse in helle Beleuchtung zu bringen.

Dort „hinten in der Türkei die Völker auf einander schlagend“ — Menschen-Gelatomben geopfert durch Verschulden und unter den Augen der kapitalistischen Staatsmänner-Junft. Und hier das Proletariat, das in allen Ländern der Erde den Frieden fordert und für die Verbrüderung der Menschheit eintritt.

Schaut auf dieses Bild und auf jenes.

Dort die abstoßende Vergangenheit.

Hier die aufleuchtende Zukunft.

Politische Rundschau.

Deutschland.

Aus dem Reichstage. Die Fortsetzung der Debatte über die Invalidenversorgung bestätigte Freitag noch mehr als an den beiden vorgehenden Tagen die Thatsache, daß das Gesetz in seiner gegenwärtigen Gestalt auf keiner Seite des Hauses besondere Freunde hat. Die feinerzeit zur Schau gestellte Begeisterung über die „Krönung des sozialen Gebäudes“ ist verflogen, der Ragenjammer aber ist geblieben.

Die Debatte leitete Herr v. Stumm ein. Der Schlossherr von Neunkirchen sprach im ganzen heute sehr vernünftig. Er vertheidigte zwar die Regierungsvorlage,

aber verschwieg doch auch seine großen Bedenken nicht, welche er gegen das ganze Gesetz überhaupt hat. Er erhofft Abhilfe von der Zusammenlegung der verschiedenen Versicherungszweige auf Grund territorialer Versicherungsanstalten.

Herr Richter polemisierte gegen die Anträge der Agrarier und faßte seine Ausführungen dahin zusammen: Entweder Annahme des Antrags Rösike oder garnichts.

Herr v. Wöttcher verwahrte sich gegen die Herauslösung der „Storinthen aus dem Wecken“, wie sie im Antrag Rösike versucht werde, und verlangte Ueberweisung der ganzen Materie zur Kommissionsberatung, wo man sich verständigen könne. Sehr energisch verwahrte sich der Herr Minister gegen die Ausführungen des Herrn v. Hertling. Das Gesetz habe nicht Fiasco gemacht, nur zwei Versicherungsanstalten befinden sich der Eventualität gegenüber, ihre Verpflichtungen nicht erfüllen zu können.

Treffend erwiderte Herr Hise darauf, warum man denn die neue Vorlage eingebracht habe, welche eine vollständige Preisgabe der organisatorischen Grundlagen des Gesetzes enthalte, wenn dasselbe in seiner jetzigen Gestalt nicht Fiasco gemacht habe? Im weiteren Verlaufe seiner Rede hieß Herr Hise so energisch in die Kerbe, welche gestern Herr v. Hertling gehauen hat, daß man fast zu der Annahme kam, der Herr Redner gefiele sich ganz in der Rolle des „vaterlandslosen Gesellen.“ Besonders spielte Herr Hise gegen die Rechte va banque, indem er den Herren zurief: Wenn die Landwirtschaft die Kosten der Versicherung nicht tragen kann, dann müssen Sie eben die Versicherung aufgeben.

Freiherr v. Mantensfel war der fünfte deutsch-konservative Redner, der zur Vorlage sprach, und auch er entwickelte wieder einen besonderen Standpunkt. Ein Beweis für die Verfahrenheit der Ansichten in dieser Frage innerhalb der konservativen Reihen.

Es sprachen noch mehrere Redner, darunter auch unser Genosse Kühn, welcher mit dem Centrum eine kleine Abrechnung hielt, sonst aber, wie die übrigen Redner, die Vorlage im ablehnenden Sinne behandelte. Bei der Abstimmung wurden alle Anträge auf Ueberweisung an eine Kommission abgelehnt. Damit ist das Schicksal der Vorlage sowohl wie der dazu gestellten Anträge wohl besiegelt. Es wird nichts draus.

Eine neue Variante. Der „Neuen Fr. Pr.“ wird aus Kiel gemeldet, die angebliche Kundgebung des Kaisers an den Prinzen Heinrich habe im Gegensatz zu anderweitigen Lesarten folgenden Schluß gehabt: „Wir müssen den Kelch bis auf die Reige leeren.“

Ein Ministerwort. Bei dem Festmahl, welches der Gartenbauverein zur Feier seines 75-jährigen Stiftungsfestes und zur Eröffnung der Gartenbau-Ausstellung beging, hielt der preussische Minister für Landwirtschaft, Herr v. Hammerstein-Vorsten einen Trinkspruch, in dem er u. a. sagte:

„Ich wage es auszusprechen, unsere Zeit krankt am Realismus, am Materialismus, am öden Parlamentarismus, am Parteiegoismus, an dem Fader konfessioneller politischer Parteien mit einander, an den Folgen sich immer weiter ausbreitender destruktiver Tendenzen, die unser Volkleben vergiften.“

Jedes dieser Worte ist so vieldeutig, daß es schwer ist, zu sagen, dies und nichts anderes hat der Minister damit gemeint. Nur der „öde Parlamentarismus“ ist so ziemlich klar. Wir vermuthen, schreibt die „Volksztg.“, der Minister habe damit eine Erwiderung geben wollen auf die beliebten agrarischen Ausfälle gegen den Bureaukratismus, wie ja auch die „destruktiven Tendenzen“ der agrarischen Agitation oft genug gekennzeichnet worden sind. Sollte aber der Minister die Absicht gehabt haben, gegen den Parlamentarismus überhaupt, d. h. gegen das Institut der Parlamente sein Herz zu erleichtern, so wäre doch zu bemerken, daß die Parlamente in Deutschland (Reichstag, Landtage etc.) verfassungsmäßig geschützte Einrichtungen sind, die den Kronen, dem Bundesrath, den Ministerien der Bundesstaaten etc. als gleichberechtigte Faktoren gegenüberstehen. Wir finden darin nichts Bedes, sondern eine Einrichtung, die einen Fortschritt gegen früher markirt.

Einer neuen Verfügung des Reichsmarineamts zufolge soll der Bau der Kriegsschiffe auf den kaiserlichen Werften beschleunigt werden. Herr Hollmann hält Wort. Er hat ja im Reichstage erklärt, daß er alle bewilligten

Gelder bis zum Ablaufe des Rechnungsjahres „alle machen“ werde. Die Danziger Werft soll den Bau des Kreuzers zweiter Klasse derart beschleunigen, daß der Stapellauf noch in der zweiten Hälfte dieses Jahres erfolgen kann. Die Kielstreckung der kürzlich vom Reichstage bewilligten Kriegsfahrzeuge, des Panzers „Ersatz König Wilhelm“ und der Kanonenboote „Ersatz Alis“ und „Ersatz Hyäne“ wird noch im Späthommer erfolgen. Alsdann befinden sich im Ganzen 19 Kriegsschiffe im Bau, und zwar drei Panzer, „Kaiser Friedrich III.“ und die Ersatzboote „Friedrich der Große“ und „König Wilhelm“, sieben Kreuzer, „Ersatz Leipzig“, „Victoria Luise“, „Hertha“, „Ersatz Freya“, „M. N. und L.“, zwei Kanonenboote und sieben Torpedoboote. Aus der amtlichen Darlegung geht hervor, daß namentlich der Bau der Kreuzer beschleunigt werden soll. Die Panzer „Kaiser Friedrich III.“ und „Ersatz Friedrich der Große“ werden im nächsten Jahre oder 1899 in Dienst gestellt. Die Kreuzer „Victoria Luise“, „Hertha“, „Ersatz Freya“ und „M.“ sollen 1898 bereits fertiggestellt sein, und die Torpedoboote-division, die theils in England, theils auf der Schichauwerft und Germaniaerft erbaut wird, soll im Laufe dieses Sommers von der Torpedobooteabnahme-kommission geprüft werden.

Der Reichstag, die Vertretung des deutschen Volkes, feierte den 1. Mai, indem er am 1. Mai nicht tagte. Also die höchste Form der Feier, gegen welche die Blüthe des vernagelten Geldprophetismus mit solch späßhafter Wopswuth losseiert. Und so hat den, „der Noth folgend, nicht dem eigenen Triebe“ — es fehlt nämlich an Berathungsgegenständen — sogar der grimmeste Stumm in stummem Grimm für die parlamentarische Maiseier gestimmt.

Fürwahr, es geschehen Zeichen und Wunder!

Und trotz der schweren Noth der Zeit, der schweren Zeit der Noth und so weiter hat die Weltgeschichte zum Glück noch ihren Humor behalten.

Agrarische Maisebetrachtungen. Das Organ des „Bundes der Landwirthe“ schreibt in einem schwulstigen, „Walpurgis“ betitelten Leitartikel über den Mai unter Anderem:

„Nach dem Volksglauben schwebt Walpurgis in der Maiennacht als strahlendes Weib mit goldener Krone durch die Welt, von bösen Geistern unaufhörlich verfolgt, niemals ihnen verfallend. In den meisten Sagen des Volkes liegt ein tiefer, schöner Sinn; auch in dieser. Gerade am 1. Mai sehen wir die Unholde, die dem Christenthume und dem Bauernthume feind sind bis aufs Blut, in wildester Thätigkeit. Man hat den 1. Mai zum „Weltfeiertag der Arbeit“ erhoben. Die Arbeit bedarf keines besonderen Feiertags. Sie ist gehoben und geheiligt durch das Christenthum. Nicht zu einem besonderen Festtage der Arbeit ist der 1. Mai von den gewerbmäßigen Führern des Volkes bestimmt, sondern vielmehr zu einem Feiertage des Umsturzes, zu einer Heerschau über die irrefeleitete Herde. Es ist nicht mehr nöthig, den ganzen Maiseiergedanken in seiner Haltlosigkeit und innern Unwahrhaftigkeit zu erweisen. Das ist so oft und so überzeugend geschehen, daß er bis in die Kreise derer hinein, die ihn noch feiern müssen, schon als Unfug oder als Possen empfunden wird. Die Idee, aus der heraus er entstanden ist, steht auf derselben Stufe wie der Hengspuß, den das Christenthum gehannt und gescheucht hat. Wenn der Druck von den überhitzten Köpfen genommen sein wird, wenn die behörte Masse aus dem bestrickenden Wahne befreit sein wird, dann wird sie mit demselben mitleidigen und überlegenen Lächeln auf den Maiseier des zu Ende gehenden 19. Jahrhunderts zurücksehen, wie sie jetzt auf den Maiseier des Mittelalters schaut.“

Man sollte doch meinen, wir hätten schon Hundstagsruhe.

Ueber die „Leutenoth“ auf dem Lande jammert die „Deutsche Tageszeitung.“ Zu dem Bündlerblatte dringen Klagen, „denen man anhört, daß sie mit dem Herzen geschrieben sind.“ Ein mitteldeutscher Landwirth schreibt ihm, daß die Schundpreise und die gewaltigen Laster immer noch überstanden werden könnten, wenn nicht die fürchterliche Leutenoth die Ueberwindung des Glends ganz unmöglich mache. Ein anderer aus dem Osten schildert, wie die Aufwendungen für die Hilfskräfte in den letzten Jahren gewachsen seien. „Die Ausgaben für Lohn seien

im letzten Vierteljahrhundert auf das Doppelte gestiegen. Dazu kämen die nicht geringer werdenden Ausgaben für die Alters- und Invaliditätsversicherung und die immer mehr wachsenden Kosten der Unfallversicherung, welche letzteren in dem letzten Jahrzehnt von 108 auf 175 Mk. gestiegen seien. Wollten wir alle diese Klagen veröffentlichen, so könnten wir Bände damit füllen." Dann heißt es: "Der Landwirth ist heute geradezu der Sklave seines Gesinde." Er muß sich plagen, zahlen und schreiben, ehe er einen Knecht oder eine Magd bekommt, und wenn er sie endlich mit Mühe und Noth erhalten hat, dann muß er alles thun, um sie zu behalten, alles meiden, was ihre gute Laune stören könnte. Nicht nur ein, sondern in den meisten Fällen beide Augen muß er zudrücken, damit sie ihm nicht fortlaufen. Unregelmäßigkeiten, Unordnungen, ja Unstlichkeiten muß er übersehen; denn strenge Klage oder auch nur gelinder Tadel würde die Leute, die recht wohl wissen, wie selten und gesucht sie sind, sehr bald zum Verlassen des Hofes bringen. . . . Wer draußen im Lande steht, der weiß, daß wir nicht zu schwarz gemalt haben. Es ist Thatsache und nicht Uebertreibung, daß in vielen Fällen der landwirtschaftliche Arbeiter der nachstehende, arbeitsfähige Sklave seines Gesinde sein muß. Das ist eine Umkehrung des Verhältnisses, die beiden Theilen nicht dienlich und im höchsten Grade ungesund ist. Eine Besserung ist nur möglich, wenn der Nachfrager nach ländlichen Arbeitskräften ein genügendes Angebot gegenüberstellt."

Diese bebauernswürthen Agrarier, die die Sklaven ihrer Arbeiter sind! Und wie sehr gütig behandeln sie ihre Leute, damit sie nicht davon laufen. Zwar prügeln sie sie sehr oft und was das Zeug hält, aber das sind doch nur Liebeskugeln, denn wen der Herr lieb hat, den züchtigt er bekanntlich. Unsere Nothleidenden triesen ja vor lauter Christenthum. Die Wohnungsverhältnisse auf dem Lande sind zwar nicht geeignet, den Leuten hier das Leben besonders angenehm zu machen. Aber das sind kleine Uebelstände, die „diese Leute“ in Duldung über sich ergehen lassen sollten. Bringt doch selbst ein Graf Kanitz sein kummervolles Dasein unter einem gestickten Strohdache zu. Und wenn auch die gestiegenen Löhne nicht entfernt ausreichen, dem Landarbeiter ein einigermaßen anständiges Leben zu verbürgen, so möchten die Landarbeiter doch bedenken, daß selbst die Herren Grundbesitzer sich in einer Nothlage befinden, sie müssen ja von der Regierung auf Kosten des Volkes immer neue Liebesgaben fordern.

Nicht der Arbeiter ist der Sklave, sondern der Herr. Das alte Verhältniß ist von Grund aus umgekehrt worden.

Die „Deutsche Tageszeitung“ regt an, daß die Landwirtschaftskammern möglichst alle gemein und sofort den Arbeitsnachweis in die Hand nehmen. Wird auch dadurch die Leutenoth noch nicht gehoben, so wird sie doch gelindert. . . . Setzen sich die Landwirtschaftskammern mit den schon bestehenden städtischen Arbeitsnachweisen oder auch den städtischen Armenbehörden in Verbindung, so dürfte es immerhin möglich sein, einen Theil des auf dem städtischen Markte überschüssigen, für das Land aber brauchbaren Arbeitsangebots dorthin zu leiten, wo man seiner bedarf. . . . Freilich, eine durchgreifende Hilfe ist erst dann möglich, wenn durch gesetzgeberische Maßnahmen der Verödung des Landes gewehrt wird, wenn man an maßgebender Stelle endlich zu der Einsicht kommt, daß es nicht Pflicht der Regierung sei, die Bevölkerung möglichst flüchtig und unstet zu erhalten, sondern vielmehr ihr die Heimath und den Heimathssinn zu wahren."

Die Freizügigkeit muß aufgehoben, und die ländlichen Arbeiter müssen wieder an die Scholle gefesselt werden, das ist das Junkerideal. Die Klagen der Bloekritter über die Leutenoth werden erst verstummen, wenn das Hörigkeitsverhältniß wieder besteht.

Aber damit müssen sich die Herren Bloek u. Co. noch etwas gebulden. Einstweilen mögen sie nur in die Tasche greifen und ihren Leuten angemessene Löhne bezahlen und sie anständiger behandeln. — Das Ergebnis wird sie überraschen.

Geschäftiger Angriff. Unter dieser Stichmarke schreibt die „Deutsche Tageszeitung“:

Die „Köln. Volkszeitung“ sieht in der Versicherung, die Abgeordneter von Bloek auf dem Berliner Handwertertage abgegeben ließ, daß der „Bund der Landwirthe“ für die einmüthigen Forderungen des deutschen Handwerks eintreten werde, ein „plumpes Wahlmanöver“. Der „Köln. Volkszeitung“ sollte es denn doch bekannt sein, daß unter den oft genug öffentlich behaupteten Grundrissen des „Bundes der Landwirthe“ sich auch der des Eintretens für die berechtigten Forderungen des deutschen Handwerks befindet. Daß der „Bund der Landwirthe“ die Handwerker selbst darüber entscheiden läßt, welche Forderungen sie zum Heile des Handwerks für unerlässlich erachten, ist eigentlich selbstverständlich, unterscheidet sich aber sehr wesentlich von der Gepflogenheit einer gewissen Centralpresse. Daher kommt es vielleicht auch, daß die „Köln. Volkszeitung“ das Versprechen des Herrn von Bloek in der ihr eigenen Weise auffaßt.

Diese „Richtigstellung“ des Herrn v. Bloek ist genau so plump und ungeheuerlich wie das von dem Centrumsbund kritisirte Wahlmanöver. „Einmüthige“ Forderungen des deutschen Handwerks giebt es nicht, und der „Bund der Landwirthe“ die Organisation der Folterfreunde und Hörigkeitsapostel wirft sich für die Handwerker aus demselben Grunde mit vielem Geschrei auf wie für die Bauern: um Stimmvieh zu fangen.

Diäten für die Reichstagsabgeordneten will die Regierung, wie es heißt, nicht bewilligen. Dagegen hat der Bundesrath den Reichstagsmitgliedern das Recht eingeräumt, auf ihre Freikarten künftig 50 Kilo Frei-

gepäck statt der bisherigen 25 Kilo zu befördern! Und da wird noch immer über mangelndes Entgegenkommen geklagt!

Die Reichstags-Wahlwahlen. Für Wiesbaden ist die Reichstags-Erwahlwahl auf den 9. Juni, für Königsberg i. Pr. auf den 10. Juni d. Js. festgesetzt.

Rußland.

Verschwürungen wittert die russische Polizei bekanntlich überall da, wo sich mehrere Personen zusammenfinden und da sie unter allen Umständen Verschwürungen „entdecken“ muß, um nicht überflüssig zu werden, so ist sie bei ihrem Vorgehen sehr wenig skrupellos. Und wer einmal der russischen Polizei in die Hände gefallen, wer einmal von ihr zum Opfer anderweitig ist, hat wenig Hoffnung mehr, aus ihrer Gewalt befreit zu werden. Ein neues Polizeistückchen wird der Berliner „Volkstg.“ aus Warschau wie folgt berichtet:

„Vorige Woche haben in unserer Stadt Massenverhaftungen stattgefunden, welche auf ein sonderbares Mißverhältniß seitens der Polizei hindeutend sind. Dieses tragikomische Ereigniß gestaltete sich folgendermaßen: Eine Verlobung wurde beim anbrechenden Festtage im Freien gefeiert; an dem Feste, welches mit Gesang und Tanz gefeiert werden sollte, nahmen mehrere Personen aus dem Mittelstande, Freunde und Fremdbinnen der Verlobten theil. Die Polizei, die seit einiger Zeit besonders nervös nach angeblich geheimen Verschwürungen auf der Suche ist, glaubte in diesem friedlichen Feste ihre Leute zu finden. Beim Verlaufe des Festes strazte die von ihren Hingespinnsten irregeleitete Polizei in die harmlose Gesellschaft und verhaftete fast sämtliche Anwesenden, im ganzen 46 Personen, darunter Gymnasialisten, Schülerninnen der Frauengymnasien u. a. Die Festgenommene wurden nach dem Untersuchungsgefängniß gebracht, wo sie einem Verhör in Anwesenheit eines angeblichen Kommissars unterliegen sollten. Wie groß der Schrecken unter den Verhafteten war, als sie erfuhren, daß man sie des Verdachts eines politischen Verbrechens beschuldigt, ist leicht zu begreifen. Denn dieser „Verdacht“ reicht bekanntlich schon hin, jemanden nach Sibirien zu transportieren. Man sollte annehmen, daß dieser Fehler der Polizei wenigstens durch sofortige Freilassung der ohne jeden Grund festgenommenen jungen Leute corrigirt würde. Thatsächlich aber schmachten noch bis jetzt die schuldlos Verhafteten in Gefängniß, und die Polizei hegt noch die Hoffnung, auf irgend eine Weise etwas Politisches daraus machen zu können. Nach der Meinung der Einwohner ist die Schuld an diesem nicht zu verzehenden Mißverhältniß lediglich dem Gendarmenoberst Wassiljew zuzuschreiben. Dieser pflegt mit besonderer Vorliebe allerlei Verschwürungen, politische Demonstrationen und sonstige Mähegeschichten auszusüttern, und nach dem Akt der „Staatsrettung“ gehörig belohnt zu werden. Die Stadt ist sehr aufgeregt über den Akt der Polizeinervosität.“

Griechenland.

Vom Kriegsschauplatz. Es ist weitergekämpft worden. Bei Belistino sollen die Griechen einen Erfolg errungen haben. Indessen kommt er nicht mehr in Betracht, nachdem die griechischen Führer bei Larissa in feiger Flucht das Feld geräumt hatten. Die griechischen Soldaten haben sich als tapfer erwiesen; mit Todesverachtung kämpften sie gegen die Uebermacht der Türken und drängten die muslimanischen Schaaren bis zum Melinaopos zurück. Aber was half es, da sie von Memmen befehligt wurden? Das griechische Volk muß nun für die Sünden des Generalkabes büßen, dessen Chef der Kronprinz war. Nicht minder verantwortlich als der Generalkab ist der König, der es sich in Athen wohl sein ließ, statt die Strapazen des Krieges mit den Soldaten zu theilen. — Die Sprache der türkischen Blätter ist eine sehr siegesbewusste, es wird der weitere Vormarsch der türkischen Truppen angekündigt. Von türkischer Seite sind in dem besetzten griechischen Gebiete alle Maßregeln für die Sicherheit der Bewohner und zur Verhütung von Gewaltthatigkeiten getroffen. Man ist in Konstantinopel sehr erstaunt über die bisherige Unthätigkeit der griechischen Flotte.

Das neue griechische Kabinet Ralli ist gebildet. Die wichtigste Aufgabe des neuen Kabinetes wäre, Verhandlungen über einen Waffenstillstand einzuleiten, oder wenn solche schon eingeleitet sein sollten, energisch fortzuführen. Wie der Konstantinopler Korrespondent der „Frankf. Z.“ erfährt, ist in Folge einer Bitte des griechischen Ministers des Aeußern, Skuzas, an den russischen Gesandten in Athen, von Seiten dreier Botschafter, derjenigen Englands, Frankreichs und Rußlands, ein Schritt bei der Pforte unternommen worden, um dieselbe zu bewegen, dem König Georg bis zur Klärung der Verhältnisse in Athen einen Waffenstillstand zu gewähren.

Nach einer Meldung des „Standard“ aus Athen ist dort die Nachricht eingetroffen, daß die türkische Armee oder deren Vorhut 6 Uhr Abends den Angriff auf die griechischen Stellungen bei Pharsala begonnen hat.

Aus Pharsala wird gemeldet, daß die Brigade Smolenski mit einem türkischen Corps bei Aivali im Gefecht stehe; die griechischen Truppen wurden durch ein Bataillon Evzonen und eine Batterie verstärkt. Falls die griechischen Truppen zurückgeschlagen werden, würde die griechische Armee sich auf Domokos konzentriren.

Die türkischen Vortruppen rücken von allen Seiten in der thessalischen Ebene vor. Die Vortruppen beider Heere stehen sich an mehreren Punkten direkt gegenüber. Der Kampf in der Ebene von Pharsala steht unmittelbar bevor. Die türkischen Militärbehörden bewahren die Bewohner der Städte vor Ausschreitungen der Soldaten. Auf Einladung Seifulla-Bey, des Statthalters Edhem Paschas, sind eine Anzahl Bewohner nach Larissa zurückgekehrt. Die Türken haben sechs Geschütze, die sie in Larissa vorgefunden hatten, unbrauchbar gemacht. In der Richtung von Trikala stehen zwei Bataillone Infanterie, mehrere Batterien Artillerie und eine Schwadron Kavallerie. Der frühere Generalkab ist nach Athen zurückgekehrt.

Bei Belistino in der Nähe von Polo kämpfte seine Brigade gegen 8000 Türken und schlug sie zurück. Da-

gegen sind die griechischen Truppen im Epirus zurückgedrängt worden. Das neue Kabinet ist kriegslustig als das alte, das gefallen zu sein schien, weil es die Vermittelung des russischen Gesandten in Athen für eine Waffenstillstand in Anspruch genommen hatte. Das Telegramm des russischen Gesandten Onou, der im Auftrag des früheren Ministers Skuzas handelte, lautet: „Die Bewegung der türkischen Truppen aufhalten. Die hellenische Regierung braucht Zeit, um sich die Vollmacht der Kammer zu verschaffen, eine definitive Intervention zu verlangen.“

Eine Bestätigung aus türkischer Quelle über die Zurückwerfung der Türken bei Bolos liegt noch nicht vor; auch über den verunglückten türkischen Angriff auf Pharsala verlautet noch nichts Näheres. Die Türken thun im Felde ihre Pflicht, ob die Pforte jedoch irgend welchen Vortheil aus den Siegen ziehen können, erscheint sehr fraglich. In Konstantinopel diplomatischen Kreisen herrscht allgemein die Ansicht, daß die türkische Hoffnung, aus den Kriegserfolgen praktische Vortheile zu ziehen, ferner die Hoffnung auf eine materielle Entschädigung unerfüllt bleiben werden.

Eine neuere Depesche aus Pharsala bestätigt die gute Haltung der Brigade Smolenski. An dem Gefecht bei Belistino nahmen auf türkischer Seite 8000 Mann Infanterie, 600 Mann Kavallerie und dreizehn Geschütze theil. Die Türken wurden von der Brigade Smolenski mit großen Verlusten zurückgeschlagen. Am Vormittag erfolgte Kavallerie-Angriffe wurden ebenfalls zurückgeschlagen. Auf den Höhen von Karantassi wurde ein türkisches Regiment buchstäblich bezwungen. Mehrere hundert Freischärler unterstützten die Operationen der griechischen Truppen. Letztere hatten einen Verlust von etwa fünfzig Todten. Der Angriff war an zwei Tagen äußerst heftig, er begann vor Tagesanbruch und dauerte sechs Stunden, scheiterte jedoch infolge mangelnder Organisation. Die Verluste der Türken sind schwere, die griechischen Verluste werden für geringer gehalten.

Deutscher Reichstag.

(Original-Bericht des „Väcker Volkstg.“) Berlin, 3. Mai 1897

213. Sitzung. Präsident v. Bülow eröffnet die Sitzung um 1 Uhr. Am Vizepräsidenten: Frhr. v. Marischall.

Zur Verathung steht die Interpellation der Abgg. Graf v. Kanitz, v. Veckow, Graf v. Orlova, Frhr. v. Dell, Graf v. Arnim und v. Kardorff.

„Verabsichtigen die verbündeten Regierungen, angesichts der bevorstehenden Erhöhungen wichtiger Positionen des Zolltarifs der nordamerikanischen Union, insbesondere der verschärften Differenzierung der deutschen Zuckereinfuhr, an dem durch Notenanstausch vom 22. August 1891 getroffenen Uebereinkommen mit den Vereinigten Staaten festzuhalten?“

Staatssekretär Frhr. von Marschall erklärt sich bereit, die Interpellation sofort zu beantworten.

Graf von Kanitz (M.) begründet die Interpellation. Wir haben die Interpellation im Interesse der deutschen Industrie gestellt. Der deutsche Export ist durch die Veränderungen, welche im amerikanischen Zolltarif bevorstehen, vielleicht ganz in Frage gestellt. Wir wollen durch die heutigen Verhandlungen nicht drohen, sondern ruhig erwägen, wie sich die Folgen der amerikanischen Zolländerungen auf unseren Export nach Amerika äußern werden. Das ist nicht nur unser Recht, das ist unsere Pflicht, die wir im Interesse der deutschen Industrie eben müssen. Von 1881 bis 1890 war der deutsche Export nach Amerika von 196 Millionen auf 460 Mill. gestiegen. Dann trat der Umschwung ein. Er sank im Jahre 1894 auf 270 Millionen. Die amerikanische Einfuhr hat sich in derselben Zeit verdreifacht, sie betrug 1895 über 600 Millionen Mark. Wie sollen sich die Verhältnisse gestalten, wenn Amerika seine Pöle noch weiter erhöht? (Der Reichskanzler erwidert im Hause.) In anderen Staaten sind die Verhältnisse ähnlich unglücklich. In England ist die amerikanische Einfuhr von 30 Millionen Pfund auf 20 Millionen Pfund heruntergegangen. Die Amerikaner beabsichtigen eine inflexible Verdrängung des europäischen Importes. Besonders gefährdet wird dadurch unsere deutsche Textilindustrie werden. Das sind keine unwunderbaren Aussichten für unsere Industrie. Auch sonst macht sich in Amerika eine gewisse Rücksichtslosigkeit geltend. Waaren, die nicht auf amerikanischen Schiffen ankommen, verfallen jetzt einer besonderen Abgabe. Was jetzt in Amerika geplant ist, geht nach unserer Meinung weit über das hinaus, was wir deutschen Schutzvölker unter Schutz der nationalen Arbeit verstehen. Die Frage, was gegenüber der amerikanischen Zollherhöhung zu thun sei, ist also vollaus berechtigt. Ich würde es nicht für rathsam halten, die Hände in den Schooß zu legen und die amerikanischen Maßnahmen einfach über uns ergehen zu lassen. Wir sind berechtigt, das Abkommen von Saratoga zu lösen. Auch Frankreich gewährt den Amerikanern nicht mehr seinen ganzen Minimaltarif. Repressalien wären angebracht gegen das Protektum, mit dem eine ungeheuerliche Ausbeutung getrieben wird, gegen den Mais, den wir auch aus Ungarn beziehen können. Speck, Schinken und Würste könnten ebenso hoch verzollt werden, wie die Amerikaner unsere Fleischwaaren verzollen. Wir müssen allerdings jetzt drei Mal soviel Zoll bezahlen, als die Amerikaner bei uns. Die deutsche Landwirtschaft hat an der ganzen Frage ein sehr untergeordnetes Interesse. Aber hier kommt die Solidarität zwischen Industrie und Landwirtschaft zur Geltung und diese Solidarität hat mich zur Stellung der Interpellation veranlaßt. Daß sie Erfolg haben wird, dafür ist ja Hoffnung vorhanden. Ueberall regt man sich ja energisch gegen die amerikanische Zollherhöhung, am kräftigsten in Oesterreich. Auf England wird freilich nicht so sehr zu rechnen sein. Amerika wird uns zwingen, unseren Bedarf theilweise von wo anders zu decken. Auch am Regierungstisch wird man sich der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß wir uns die neuesten amerikanischen Zollmaßregeln nicht gefallen lassen dürfen. Würden wir es thun, so würden unerträgliche Zustände die Folge sein. Ich bitte deshalb die Regierung, unsere Frage wohlwollend zu prüfen. (Bravo! rechts)

Frhr. v. Marschall: Die Regierung hat noch keine bestimmte Stellung zu den geplanten amerikanischen Zollmaßregeln genommen. Wohl aber kann ich die Frage beantworten, was der Reichskanzler bisher betrefis der Beschlässe des Repräsentantenhauses in Washington, die unser Gewerbetreiben bedrohen, gethan hat. Ich muß mich dabei der äußersten Zurückhaltung befleißigen und ich kann natürlich nicht andeuten, was geschehen wird, wenn jene Beschlässe Gesetzeskraft erhalten sollten. Redner wirft einen Rückblick auf die Geschichte der handelspolitischen Verträge zwischen Preußen und Amerika. Auch nach Gründung des Deutschen Reiches ist die Gültigkeit des handelspolitischen Meißbegünstigungs-Vertrages vom Jahre 1828 zwischen Preußen und Amerika für das Deutsche Reich durch konkludente Handlungen bestätigt worden. Das Deutsche Reich selbst hat von den Vereinigten Staaten wiederholt Rechte gefordert und durchgesetzt auf Grund des preußischen Vertrages. Ebenso hat Amerika die Gültigkeit dieses Vertrages.

für Deutschland anerkannt. Welcher der beiden Staaten die größten Vorteile aus den gegenseitigen Handelsbeziehungen gezogen hat, läßt sich nicht durch die mechanische Vergleichung der Exportziffern beantworten, wie es der Vorredner gethan hat. Der Vorredner führt das Zurückgehen unseres Exports in bestimmten Zeiträumen auf Zolltarifmaßnahmen Amerikas zurück. Ich halte das für einen Irrthum. Ich glaube, daß dies vielmehr bewirkt worden ist durch die stehenden Erscheinungen im Wirtschaftsleben Amerikas, durch das Auf- und Zurückgehen der Konjunktur. Freilich, wenn drüben die Meinung durchsetzen sollte, daß wir ein größeres Interesse an dem Aufrechterhalten der Meißbegünstigung hätten, als Amerika, so wäre das ein schwerer Irrthum. Das vorhandene Meißbegünstigungsrecht ist seiner Zeit bestätigt worden, als wir Amerika die Zollbegünstigungen Oesterreichs einräumten. Es ist ein Irrthum des Vorredners, zu glauben, daß uns die Vereinigten Staaten in dem damaligen Notenaustausch das Versprechen gegeben hätten, die Zollfreiheit des Zuckers dauernd zu geben. Als unter der Präsidentschaft des Herrn Cleveland ein Zollerzoll von 40 Prozent des Wertes eingeführt wurde, lag darin eine Verletzung des Meißbegünstigungsvertrages nicht, wohl aber in Erhebung des Zollzuschlages auf den aus Bremen eingeführten Zucker. Wir haben dagegen protestirt Cleveland hat den Protest für berechtigt anerkannt, ebenso das Vizepräsidentenhaus, aber nicht der Senat. (Lachen rechts.) Wir haben dem Protest damals keine Folge gegeben, Angeht die Anerkennung unseres Rechtes durch die amerikanische Regierung (Lachen rechts) und Angeht die Thatsache, die der Meiß weniger Grund zum Nachdenken geben wird, daß der beschriebene Nachgang unseres Zuckereports infolge der kubanischen Waren nicht eingetreten ist. Es ist eine alte Erfahrung, daß auf jede Wirkung eine Gegenwirkung folgt und daß die schützollnerische Schutzwehr in Amerika selber Gegenströmungen auslösen wird. Ich frage die Rechte, was hätte die Regierung mehr oder anders thun können? (Sehr richtig! links.) Gewiß ist es eine ernste Situation. Nicht nur Deutschland, der ganze europäische Kontinent wird durch die Schutzzollpolitik Amerikas bedroht. Ich bitte das hohe Haus, der Regierung zu vertrauen, daß sie im entscheidenden Augenblicke die nöthige Festigkeit zeigen wird. (Bravo)

Auf Antrag des Abg. Warth findet die Besprechung der Interpellation statt.

Abg. Warth (Frei. Verein): Auch wenn der Dingley-Tarif Gesetz werden sollte, ist nach den Erfahrungen, die wir mit dem Mac Kintley-Tarif gemacht haben, nicht zu befürchten, daß der ganze Import Deutschlands nach Amerika ganz unterbunden werden würde. Entschieden als Zolltarife sind wirtschaftliche Bewegungen. Der Nachgang der deutschen Ausfuhr ist i. Z. viel mehr durch die wirtschaftliche Depression in Amerika, durch die Agitation der Silbermänner n. s. w. verursacht worden, als durch die Mac Kintley-Bill. Für die politischen Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika kommt nicht die Taratolalation, sondern allein der preisliche Vertrag von 1828 in Frage. Ich würde es für einen unverantwortlichen Fehler halten, wenn Deutschland nicht an diesem Vertrage hätte festhalten wollen. Dann kann es von der Union verlangen, daß es ihm stülte die Meißbegünstigung gewährt. Wenn die Vereinigten Staaten uns ebenso behandeln, wie andere Staaten, so haben wir uns nicht darüber zu beklagen, mögen sie nun den Zolltarif so hoch oder so niedrig schrauben, wie sie wollen. Gewiß ist die Frage zu erwägen, ob der Vertrag von 1828 nicht gekündigt werden solle. Wie steht es nun mit der Differenzierung der deutschen Zuckereinfuhr. Der Zuckerschlag ist nur denjenigen Ländern gegenüber in Anwendung gebracht worden, die eine offene Prämie zahlen, nicht aber den Ländern gegenüber, wie Frankreich, die eine verdeckte Prämie gewähren; hierin lag sicherlich eine Vernachlässigung Deutschlands. Warum hat man nicht den Versuch gemacht, auf dem Wege des Prozesses die Vernachlässigung in jedem einzelnen Falle zu bekämpfen? Solche Prozesse sind in Amerika nicht außergewöhnlich. Inzwischen hat sich die Situation in Amerika wieder zu Gunsten des deutschen Zuckers verschoben. In der Dingley-Bill ist nunmehr auch ein Zuschlagssatz für verdeckte Prämien in Aussicht genommen worden. Da nun Deutschland zwar hohe Prämien für Zucker zahlt, aber doch nicht so hohe wie seine Konkurrenten, so müssen diese höhere Zuschlagssätze zahlen, als Deutschland. Der deutsche Zucker hat also jetzt gerade einen Vorsprung. Wir haben Recht, zu verlangen, daß Amerika den Hochzucker ebenso hoch besteuere, wie den Mißbenutzer. Das folgt aus der Meißbegünstigungsklausel; doch empfiehlt es sich aus Gründen praktischer Politik nicht, die Frage in den Vordergrund zu schieben, da sonst in der Dingley-Bill besondere Sätze für Hochzucker eingeführt werden könnten. Der jetzige Streitfall regt die Frage wieder an, ob sich nicht die Einrichtung eines schiedsgerichtlichen Verfahrens für solche Fälle empfiehlt. Vor einer Retorsionspolitik warne ich. Auch das mächtige England scheint eine solche Politik gegen die Union. Bei dem in Amerika noch mehr ausgeprägten schützollnerischen Temperament würde diese Retorsionspolitik noch leidenschaftlicher erwidert werden. Die Ver. Staaten werden unter dem Schutzzollsystem selbst schwer zu leiden haben. Die Konsumtionsfähigkeit wird gemindert werden. Aber man wird dann auch umkehren. Wir können nichts Anderes thun, als Geduld zu entwickeln und sühle Vorsicht zu üben. (Beifall links.)

Herr v. Heyl zu Herrnsheim (N.): Wir freuen uns, daß wir den Fürsten Hofenlohe zum Reichstanzler haben, da wir das Vertrauen haben, daß seine diplomatische Geschicklichkeit hinreichen wird für die schwierige Lage, in der wir uns befinden. Namentlich einer Minderheit meiner politischen Freunde muß ich sagen, daß wir zu dem früheren Reichstanzler dieses Vertrauen nicht hatten. Ich habe mich gefreut, daß der Vorredner zugegeben hat, daß die Amerikaner durch ihre Zuckereinfuhr die Meißbegünstigungsklausel verletzt haben. Ich meine, wir können uns die Zusätze zu dem Zuckerschlag unmöglich gefallen lassen. Die Amerikaner holen sich deutsche Werkmeister hinüber und führen dort die Industriekriege ein, die sie dann mit hohen Einfuhrzöllen belegen. Amerikanische Zehniter füllen unsere Universitäten und bringen deutsche Wissenschaft und deutsche Technik nach Amerika. Die Amerikaner benehmen sich dafür in rückstuflosester Weise, ja, sie verbächtigen sogar unsere Waaren. Ich meine, so etwas dürfen wir uns nicht gefallen lassen von einem Lande, das unseren Erzeugnissen die Thüre zuschlägt. (Sehr richtig! rechts.) Amerika verlangt nichts weiter, als daß wir seine landwirtschaftlichen Produkte statt mit Fabrikaten boar bezahlen. Unser Staatsschatz verlangsamt aber eine Ausfuhr von Fabrikaten. Wir dürfen die zollpolitische Herausforderung nicht ruhig hinnehmen, müssen vielmehr mit schärfen Gegenmaßnahmen antworten. Wir haben bedauerlicherweise aus unserem Maximaltarif einen Minimaltarif gemacht und damit eine wichtige Waffe aus der Hand gegeben. Wir lassen uns vom Ausland viel zu häufig chikanieren. Das paßt zu unserem sonstigen Nationalgefühl nicht. Im Petroleum haben wir eine gute Heppressalle. Ein deutsches Monopol würde nicht so schlimm wirken, wie das Monopol der Rockefeller. Wir könnten dem amerikanischen Petroleum bei einem deutschen Monopol mit russischem Petroleum die Spitze bieten und seine Nachteile sofort durch geeignete Stagnationsvorkehrungen wieder wett machen. Ich hoffe, die Regierung wird diesen Gedanken in Erwägung ziehen. Es wäre gut gewesen, wenn man den argentinischen Handelsvertrag gekündigt hätte. Man hätte dem größeren Staat dadurch an einem kleinen Beispiel die Folgen der Kündigung klarmachen können. Wir fordern eine energische Zollpolitik gegen Amerika; damit nicht noch zur Schädigung der deutschen Landwirtschaft eine Schädigung der deutschen Industrie hinzukommt. (Beifall rechts.)

Staatssekretär Herr v. Marschall: Der Herr Vorredner hat die Kündigung der Meißbegünstigung verlangt, aber nicht gesagt, was er an ihre Stelle setzen will. Daß wir praktisch auf dem Standpunkt der Meißbegünstigung zu Amerika stehen, hat Fürst Bismarck im Jahre 1885 ausgesprochen. Ich bleibe bei der Meinung stehen, es würde gegen jede Treue verstoßen, wenn wir

die Meißbegünstigung vernichten sollten, wo es sich um Verpflichtungen unsererseits handelt. Der Herr Vorredner hat von Kessigkeit in handelspolitischen Dingen gesprochen und auf meine Verdon dabei gegiebt. Ich gestehe gerne, daß ich ihm die Kessigkeit, die er in seinen Zukunftsplänen entwidelt hat und die auf eine Zöbrung in den Beziehungen zu den Staaten hinauslaufen, mit denen wir vertraglich gebunden sind, vollkommen neidlos überlasse. (Heiterkeit links.)

Richter (FV): Graf Kanitz ist hier in der Bekleidung eines Beschüßers der deutschen Industrie aufgetreten. In dieser Waise war er mir bisher noch nicht bekannt. Und auch die Industrie wird sich für den Schuß eines Herrn bedanken, der durch seine Anträge dem deutschen Arbeiter die Lebensmittel verteuern will und damit die deutsche Industrie konkurrenzunfähig macht. (Sehr richtig! links.) Und auch bei dieser Gelegenheit hat er Heppressallen gegen amerikanisches Fleisch und Schmalz vorgeschlagen, also auch hier die Lebensmittel verteuern wollen. Auch bei Herrn Heyl von Herrnsheim überwuchern die agrarischen Interessen, daß er für die deutsche Industrie nicht mehr als vollberechtigter Vertreter gilt. (Widerpruch bei den Nationalliberalen.) Das hat seine eigene Handelskammer dadurch bestätigt, daß sie Beschüsse faßte, die ihres Präsidenten Anträgen widersprachen. Die Politik des Fürsten Bismarck hat nur zu einer Solidarität der Nachteile für Landwirtschaft und Industrie geführt. Je größer die Gefahren sind, die aus einer Hochschutzzollpolitik Amerikas drohen, um so mehr haben wir Anlaß, an der Meißbegünstigung festzuhalten denn sie gewährt allein Schutz. Es ist ganz naturngemäß, daß aus Amerika mehr bei uns eingeführt wird, als wir nach Amerika ausführen, denn wie sollte sonst Amerika die Zinsen für die Milliarden deutschen Kapitals zahlen, die in amerikanischen Werthen angelegt sind. Die Wissenschaft hat die mechanische Vergleichung der Ziffern der Ein- und Ausfuhr als Maßstab dafür, welches Land besser florirt, längst verworfen. Was die Zuckerrage anbetrifft, so würden wir aus allen Schwierigkeiten heraus sein, wenn die Exportprämie beseitigt wäre. Es empfiehlt sich, an alle Prämien zahlenden Ländern die Anfordernng zu richten, die Prämien aufzuheben, da sie doch nur in die amerikanische Staatskasse in Gestalt des Zuschlagssatzes fließen. Der Gedanke des Abg. Warth, für Zollstreitigkeiten schiedsgerichtliche Instanzen einzuführen, ist glänzlich und würde auch in Amerika sympathisch aufgenommen werden. Das Einfuhrverbot des Texasweines ist in Amerika als Heppressalle gegen den Zuschlagssatz aufgeführt worden. Ich unterlasse es, beim gegenwärtigen Stadium der Verhandlungen meine Ansicht über das Verbot hier anzukündigen. An dem Petroleum-Monopol ist doch nicht die Regierung der Union schuld. Jedemfalls verteuert man dies notwendige Bedarfsmittel, wenn man das amerikanische Petroleum vom Markte anschiebt. Die Entwicklung der Elektrizität wird das natürliche Gegengewicht gegen Monopolpreise des amerikanischen Petroleum sein. Wir sorgen für die Konsumenten, die zur Reduktion der einzelnen Stücken der Produzenten. Sie glauben, durch Heppressungen bei den Amerikanern etwas zu erreichen aber nichts wäre gefährlicher, als wenn in diesen Fragen nationaler Chauvinismus geweckt würde. (Ironischer Auf rechts: Unter! Auf links: Ungezogenheit!) Wir appelliren an den gemeinsamen Menschenverstand der Amerikaner, der ihnen sagen wird, daß eine Hochschutzzollpolitik ihre eigenen Interessen schädigt. Ich würde es für ein Unglück betrachten, wenn beide Länder ihre Zolltarife wechselseitig hinausschrauben würden; für ein noch größeres Unglück aber einen Zollkrieg. Den Vortheil davon hätten nur die konkurrierenden Länder, die nicht so unglücklich sein werden, Meißbegünstigungsverträge zu zerreißen. Sie aber (zur Rechten) wollen bei Ihrem Vorgehen nur die dortigen Vorgänge benutzen, um hier Ihre Politik der Lebensmittelvertehrung durchzuführen. (Beifall Bravo! links. Lachen rechts.)

v. Kardorff (N.): Mit dem Märchen von der Lebensmittelvertehrung sollte der Abg. Richter endlich einmal aufhören. Wenn die Lebensmittel, die für eine Milliarde und 400 Millionen jährlich nach Deutschland gebracht werden, auf deutscher Erde selbst produziert würden, dann würden 1000000 Mk hier mehr ausgegeben, mehr in Arbeitslöhnen angelegt werden zum Nutzen für Industrie und Landwirtschaft, die ungeliebt Politik der Handelsverträge verhindert das leider. Wir haben zur Regierung kein Vertrauen in wirtschaftlichen Dingen. Hätten wir das, so wäre die Interpellation überflüssig, die an sich schon eine Art Mißtrauensvotum ist. Ich hoffe, daß die Regierung durch die Verhandlung über die Interpellation in unserem Sinne beeinflusst werden wird und nicht im Sinne der Abgg. Richter und Warth, die hier mehr als Delegirte des Auslandes gesprochen haben, denn als Deutsche. (Lachen links.) Die Art, wie die Fleischschau in Chicago geübt wird, ist ein wahrer Hohn auf die Meißbegünstigung. (Sehr richtig! rechts.) Wir haben das Gefühl, daß zur Zeit des Fürsten Bismarck sich die Amerikaner das nicht erlaubt hätten, was sie sich gegen Deutschland jetzt erlauben. Die Einigkeit zwischen Industrie und Landwirtschaft ist dringend notwendig. Ich bedauere, daß sie jetzt nicht so innig ist wie früher. Besonders in der Währungsfrage (Lachen links) hat sich die Industrie sehr referiert verhalten. Ich hoffe, daß wir dazu kommen werden, uns wieder zu vereinigen. Die Rede des Abgeordneten Heyl v. Herrnsheim ist mir ein Symptom dafür. Uebrigens haben wir ein Mittel gegen die Amerikaner. Bekanntlich wollen sie eine Kommission nach dem Kontinente schicken, um Verhandlungen in der Währungsfrage einzuleiten. Zu keinem Dinge ist nunmehr Vertrauen nötig, als zu Abkommen zwischen Staaten in der Währungsfrage. Dieses Vertrauen muß durch das jetzige Verhalten Amerikas verloren gehen. Das werden die amerikanischen Unterhändler merken, wenn sie in die hiesigen binetallistischen Kreise kommen. (Beifall rechts.)

Graf v. Limburg-Sturum (N.) bedauert, daß nicht die deutsche Regierung von vornherein energischer gegen Amerika aufgetreten ist. Unser Vertragsverhältnis zu Amerika sei höchst dunkel und unklar. Für die Zukunft müsse man sich besser rüsten. Es müsse bald ein autonomer Zolltarif geschaffen werden, auf Grund dessen dann später Handelsvertragsverhandlungen zu führen seien.

Staatssekretär Marschall v. Bieberstein unterbroch, daß ein schärferes Vorgehen im Jahre 1894 deshalb unterbleiben sei, weil sich dann die Verhältnisse für die deutsche Zuckereportindustrie viel ungünstiger gestaltet hätten.

v. Stumm (N.) hebt hervor, daß er die Interpellation zwar mitunterzeichnet hätte, sich aber dagegen verwahre, daß darin ein Mißtrauensvotum gegen die Regierung liege.

Ein Schlußantrag wird abgelehnt; ein Antrag auf Vertagung findet nicht die nöthige Unterstützung.

W. Warth (N.): An der Verschlechterung des Verhältnisses zwischen Deutschland und Amerika ist hauptsächlich der Abg. Warth schuld. (Lachen links.) Durch eine Zwangsmahregel des Gerichts wurde ich bekanntlich vier Wochen länger, als ich wollte, in Hohen festgehalten. (Große Heiterkeit.) Bei meinen Worten wird immer gelacht. Wenn ich aber die lachenden Gesichter sehe, während der Mund bitter verzogen bleibt, so muß ich das als einen Anfall akuter Lalmuditis bezeichnen; chronische Lalmuditis ist ja bei Vielen vorhanden. Herr Dr. Warth war drüben in Amerika und ist gegen die Silbermänner für die Schützollner eingetreten. Er hat zwar keine öffentlichen Vorträge gehalten, sich aber unzählige Male interviewen lassen, und grade im Staate Illinois hat er für die Wahl Mac Kintleys durch seine Interviews den Ausschlag gegeben. (Große Heiterkeit.) (Der Präsident ersucht den Redner, nun zur Sache zu sprechen.) Ja, ich wollte nur zeigen, wie die Situation, die uns jetzt so betrübt, von einem deutschen Reichstagsabgeordneten herbeigeführt worden ist. Amerika wird jetzt rückstuflos vorgehen und wir werden uns dagegen ordentlich wehren müssen. Wortmeldungen liegen nicht mehr vor.

Persönlich bemerkt Herr. Heyl zu Herrnsheim (N.) dem Abg. Richter gegenüber, daß er in der Wormser Handelskammer seine Zollpolitik mit Erfolg vertreten habe.

Dr. Warth (FV): Der Abg. von Kardorff hat von dem Abg. Richter und mir gesagt, wir hätten mehr als Delegirte des Auslandes gesprochen. Ich würde dieser abjurden Bemerkung eine scharfe Antwort entgegensetzen, wenn mich nicht der Abg. Richter dieser Ansicht einigermaßen überhoben hätte. Herr von Kardorff (Heiterkeit) nun, vielleicht wird er noch einmal in den Adelstand erhoben — so unmöglich ist das doch nicht (Sehr richtig! links), hat behauptet, ich sei von Deutschland als Agent gegen die Silberwährung nach Amerika geschickt worden. Diese Behauptung ist ebenso absurd, wie die Behauptung des Abgeordneten von Kardorff. Ich gratulire Herrn von Kardorff zu seinem Bundesgenossen.

Präsident von B.: Ich muß den Ausdruck absurd als ungeeignet einem Abgeordneten gegenüber bezeichnen. (Sehr richtig, rechts.)

Richter (FV): Die Bemerkung des Abg. v. Kardorff war recht häßlich, so häßlich, als wenn ich sagen wollte, Herr von Kardorff hält seine binetallistischen Reden im Auftrage amerikanischer Silbermännerbesitzer.

W. Warth (N.): Ich habe nicht gesagt, Herr Warth sei von Deutschland nach Amerika geschickt worden, sondern habe wenigstens sagen wollen, er sei von den Regenten in seiner Partei, den Goldjuden, hinfühergeschickt worden.

Dr. Warth (zur Geschäftsordnung): Herr Präsident, wenn es unzulässig ist, eine Behauptung wie die, Herr Richter und ich hätten mehr als Delegirte des Auslandes gesprochen, als absurd zu bezeichnen, so muß ich doch darum bitten, daß Sie mich vor solchen schweren Beschuldigungen ebenfalls schützen.

Präsident von B.: Der Ausdruck absurd ist unpassend, ob Herr von Kardorff die Aeußerung gethan hat, das weiß ich nicht.

Warth (FV): Daß die Aeußerung gefallen ist, darüber herrscht wohl außer bei dem Präsidenten im ganzen Hause kein Zweifel.

v. Kardorff (N.): Ich stehe sowohl dem Abg. Warth wie dem Abg. Heyl zu Herrnsheim zu jeder persönlichen Beugung zur Verfügung. (Lachen links.)

Präsident von B.: Ich werde das Telegramm des Abgeordneten von Kardorff einsehen und danach meine Maßnahmen treffen.

Nächste Sitzung: Dienstag, 2 Uhr. Rechnungslachen, Exkursgesetz und Meißbegünstigung.

Lübeck und Nachbargebiete.

4. Mai.
Zuzug ist fernzuhalten von Fischlern nach Kiel. Achtung Holzarbeiter! Nach den Wöbelfabriken von Gebr. Wasserstradt, W. Senff, A. D. Heß, J. W. Th. Wahrdt, J. P. H. Wamperin, F. Schramm, Demuth u. Co., sowie L. D. J. Wanger ist der Zuzug streng fernzuhalten. Anfragen u. s. w. sind zu richten an D. Rohde, Ledersstraße 3. Die Arbeiterblätter werden um Abdruck gebeten. Die Lohnkommission der Holzarbeiter.

Ueberrmäßig lange Arbeitszeit soll das Loos der beim Bau des Elbe-Trave-Kanals — Strecke Lübeck-Krummesse — beschäftigten Waggerarbeiter der Firma Bering sein. Während früher 30 Pfg. Stundenlohn zugesagt wurde, müssen jetzt die Leute von halb 5 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends arbeiten und zwar ohne Unterbrechung. Gegeben wird so nebenher. Es kommt also bei 3,40 Mk. Tagelohn ein Stundenlohn von etwa 24 Pfennig heraus. Nun soll, wie verlautet, demnächst sogar von 4—8 Uhr für dasselbe Geld geschafft werden. Dadurch wird nur erzielt, daß die einheimischen Arbeiter sich von der Arbeit zurückziehen, und Leute beschäftigt werden, die zwar tüchtig schuften und anspruchlos sind, um derentwillen aber auch Anträge à la Fehling und Genossen an die Bürgerschaft ergehen. Wir wollen hoffen, daß von kompetenter Seite die Angelegenheit geprüft und event. auf den Unternehmer eingewirkt wird.

Vom a-Korrespondenten. Um bei der Maifeier noch einig Silberlinge herauszuschlagen, hat der allbekannte a dem „Hamb. Fremdenbl.“ nachstehenden weiteren Bericht gesandt:
Malfier. Die Feier ist am Sonnabend-Nachmittag und Abend programmäßig verlaufen. In dem Zuge, der diesmal zuerst durch die Stadt marschirte, gingen viele Frauen und Kinder mit. Unter den Männern befanden sich viele, die auf das Mannesalter noch ein gutes Jahrzehnt zu warten haben. Die ganze Demonstration war nicht ernst zu nehmen.

Das fünfzigjährige Jubiläum der Firma L. Poffehl u. Co., welches am 1. Mai stattfand, hat auch den festen Arbeitern des Geschäftes eine kleine Ueberraschung gebracht, indem je nach dem Dienstalter den 14 Männern und 2 Frauen, welche ständig dort beschäftigt sind, ein Geschenk in Höhe von 20—50 Mk. übermittelt wurde. Foffentlich wird die Firma auch in Zukunft und bei anderen Gelegenheiten ihren Leuten ein freundliches Gesicht zeigen und ihr Beispiel Nachahmung finden.

Einem Schlaganfall erlegen ist am Sonntag Mittag auf dem Marienkirchhofe ein etwa 70 jähriger Mann, dessen Persönlichkeit bis jetzt nicht hat festgestellt werden können.

Die Leiche des seit dem 16. März verschwundenen Arbeiters Landt ist am Sonnabend bei Dänischburg aus der Trave gezogen worden.

Erhängt haben sich am Sonnabend ein Privatier angeblich wegen eines unheilbaren Leidens und ein Gärtner, welcher an Geistesstörung gelitten haben soll.

Arbeiter-Risiko. Der bei der Firma Biedite u. Stottersohn beschäftigte Arbeiter B u t e n s c h ö n hatte am Montag das Unglück, mit einem Arm in die Fraife zu gerathen, wobei er eine so bedeutende Verletzung der Muskeln davontrug, daß er sich sofort in ärztliche Behandlung begeben mußte.

Der Arbeiter-Nachfahrerverein feierte am Sonntag sein drittes Stiftungsfest im Concordia-Garten. Zur Aufführung gelangten Reigenfahrten, lebende Bilder und Vorträge. Die Reigen, einmal von sechs, das andere

Mal von acht Fahrern ausgeht, wurden sehr exakt gefahren, was um mehr Anerkennung verdient, als es sich um Arbeiter handelt, denen nicht allzuviel Zeit zum Ueben geboten. Hoffentlich zeigen die Nachfahrer ihre hier bewiesene Mäßigkeit in gleichem Maße, wenn es sich einmal um ernstere Dinge handelt.

Villets zum Circus Leo u. Victor zu bedeutend ermäßigten Preisen sind an folgenden Stellen zu haben: **Verreinshaus**, Johannisstraße 50, **C. Wittfoot**, Süßstraße 18, **W. Weitenborn**, Mittelstraße 9a und **G. Meyer**, Klappenstraße 24a.

Eine **Original-Tyroler-Concert-Gesellschaft** tritt z. Bt. in der Krämerkompanie, Schlüsselbuden, auf. Ueber die Leistungen schreibt die Welt, Bodega in Hamburg: Die Tyroler Concertsänger und Solisten-Gesellschaft „Alpenweischen“ unter Direktion von E. Huber aus Innsbruck ist vom 1. bis 30. April 1876 in meinem Stadlfestiment „Welt-Bodega“ mit Erfolg concertirt. Ueber die ausgezeichneten Leistungen dieser vorzüglichen Gesellschaft habe ich bei meinem, durch berartige Genüsse sehr verwöhnten Publikum, — nur eine Stimme des Lobes gehört. Es ist mir daher eine außerordentliche Freude, dieser strebsamen und tüchtigen Gesellschaft eine gute Empfehlung mitgeben zu können. — Ein Besuch dürfte demnach dem Publikum, welches an solchen Darbietungen ein Interesse hat, zu empfehlen sein.

Hamburg, Am 11. Ziehungstage der 7. Klasse der 811. Hamburger Stadt-Lotterie wurden folgende Nummern mit nachstehenden Hauptgewinnen gezogen:

Nr. 05639 98377 105003 106746 a 5000 M.	Nr. 34194 36362 70940 78280 a 3000 M.	Nr. 16613 28440 28510 51434 53390 59820 68042 84197 107300 a 2000 M.	Nr. 650 1417 3521 9850 12494 13683 17180 17187 19016 21484 21984 28411 31021 35446 38108 39298 43011 46776 52179 56198 58183 60418 64437 71258 72093 74226 75186 75663 76657 79932 89679 94726 97166 97460 102844 102914 106290 106425 107833 119933 a 1000 M.	Nr. 1432 2851 3484 4960 5054 5062 7583 11390 12189 16590 20316 20469 20976 22860 24663 26038 26625 30007 31992 33257 33676 35084 35556 37634 40225 40598 42485 42392 44097 44275 44329 44362 46268 48772 49057 49117 50920 54187 55903 56553 58420 60625 61108 61193 65363 65688 67411 68881 69356 69773 69789 69898 71042 71281 71406 72973 75946 77874 77928 78031 79498 79838 80727 80956 81063 81633 81751 82574 82751 83206 83618 83698 85242 85938 88111 88385 88719 89535 89839 90489 90849 91254 91880 93598 99567 101480 101878 103406 104492 105812 108648 109268 111085 a 400 M.
---	---------------------------------------	--	--	---

(Ohne Gewähr)

Odesloe. Zur **Maifeier** referirte bei Kühl vor etwa 200 Festtheilnehmern beiderlei Geschlechts **Große-Hamburg**, und errang allseitigen Beifall. An dem vorher veranstalteten Ausflug beteiligten sich 50 Personen; die Arbeiter der Neumann'schen Möbel-fabrik feierten den Tag durch gänzliche Arbeitsruhe.

Kiel. Zum **Tischlerstreik**. Die Tischler beschäftigten sich am Freitag Abend in öffentlicher Versammlung mit der ablehnenden Haltung der Arbeitgeber in Bezug auf den Vergleichsvorschlag des Einigungsamtes. Nach eingehender und lebhafter Debatte gelangte folgende Resolution zur Annahme: „Die heutige stark besuchte Versammlung der Tischler Kiels und Gaarden verurtheilt entschieden die ablehnende Haltung der Arbeitgeber gegenüber dem seitens des Einigungsamtes gemachten Vergleichsvorschlag. Im Bewußtsein, daß die im Ausstand befindlichen Gesellen Alles gethan haben, eine Einigung herbeizuführen, beschließt die Versammlung, den Arbeitgebern anheim zu stellen, ihre Zustimmung zu dem Vergleichsvorschlag des Einigungsamtes vom 26. April zu geben. Sollte dieselbe bis zum 3. Mai nicht erfolgt sein, so sehen wir uns gezwungen, den **Generallstreik** zu proklamiren und folgende Forderung zu stellen und zu verfechten: Die Arbeitszeit wird auf 9 1/2 Stunden und der Stundenlohn auf 42 Pfg. festgesetzt.“ Am Sonnabend Morgen überbrachte der Vorsitzende der Streikkommission diese Resolution dem Obermeister der Innung. Letzterer theilte mit, daß am Freitag Abend die Meister eine Kommission zur Verhandlung mit den Gesellen gewählt hätten; es wurde ihm jedoch bedeutet, daß eine Verhandlung zwecklos sei, weil zu Beginn der Bewegung die Meister die Verhandlungen abgebrochen hätten, jetzt müßten sie darauf bestehen, daß zunächst der Einigungsvorschlag seitens der Meister angenommen würde. Es wäre dieses das Mindeste, was die Gesellen verlangten.

Wostok. **Achtung, Tischler!** Die am 29. April in der „Barnowhalle“ tagende öffentliche Tischler-versammlung, welche zahlreich besucht war, stellte endgültig folgende Forderungen auf: 1. Einen Lohnaufschlag von 3 Pfg. pro Stunde; 2. für Ueberstunden ist ein Extra-aufschlag von 5 Pfg. zu zahlen; 3. am Sonnabend beträgt die Arbeitszeit nur 9 Stunden, Abends 6 Uhr

ist Feierabend und Auszahlung des verdienten Lohnes; 4. Sicherung des vereinbarten Lohnes bei Alfordarbeiten; 5. Anschaffung von Lohnbüchern. Diese Forderungen werden den Arbeitgebern am 1. resp. 3. Mai vorgelegt, mit der Bedingung, daß die Forderungen am 17. Mai in Kraft treten; bei denjenigen Arbeitgebern, bei welchen 14tägige Kündigungsfrist besteht, wird, wenn dieselben die Forderungen nicht bewilligen, sofort gekündigt. Hoffentlich werden die Kollegen an anderen Orten dafür sorgen, daß von auswärts der Bezug nach hier ferngehalten wird. Die allgemeine Situation ist für die Lohnbewegung eine durchaus günstige, da bereits ein Theil der Meister die Forderungen bewilligt hat und der Rest unbedingt schnell folgen wird, wenn er einsteht, den Gesellen ist es ernst mit ihren Forderungen und sie erfreuen sich der thatkräftigen Unterstützung der Kollegen außerhalb von Wostok.

Wostok. Als Ursache des großen Brandes der Holzläger am Hafen wird böswillige Brandstiftung vermuthet. Das Polizeiamt hat auf die Ermittlung des Thäters eine Belohnung von 300 Mark ausgesetzt.

Briefkasten.

Zwei Streit ude. Er hat kein Recht darauf. Auf Ansuchen kann es ihm gewährt werden; dann ist es eben eine Ver-günstigung.

Quittung

Für die Familien der Verurtheilten sind ein-gegangen:

Dankbränerer-Arbeiter	4,-- M.
H. B., E. K. und C. Z., Schäfte Cou-	5,-- "
corbia-Garten	15,10 "
Die Nothen vom Offsestraße	15,10 "
Weitere Gelder nimmt gern entgegen	

Die Expedition.
Johannisstraße 50.

Sternschau-Viehmarkt.

Hamburg, 1. Mai

Der Schweinehandel verlief ziemlich flau. **Importirte** wurden 1420 Stk., davon vom Norden — Stk. vom Süden — Stk. **Preise:** Verhandelschweine (Körner 44-46 M. leichte 46-48 M., Sauen 32-38 M. und Ferkel 44-46 M. pr 100 Pfd.

Für den Inhalt der Inserate übernimmt die Redaktion dem Publikum gegenüber durchaus keine Verantwortung.

Wir ersuchen unsere Leser, diejenigen Geschäfte, welche im Lübecker Volksboten inseriren, zu berücksichtigen und bei event. Einkäufen sich auf unser Blatt zu berufen.

Die Geburt eines Knaben zeigen an **J. Zeuner und Frau.** Lübeck, den 3. Mai 1897.

Die Geburt eines gesunden Knaben zeigen an **Hermann Struck u. Frau,** geb. Schmoof. Lübeck, den 4. Mai 1897.

Durch die glückliche Geburt eines kräftigen Jungen wurden hocherfreut **Joh. Jagietka,** Tischler, und Frau, geb. Knofe.

Heute Morgen 7 1/2 Uhr wurde uns eine kräftige Tochter geboren. **Julius Heyek und Frau.** Lübeck, den 2. Mai 1897.

Johanna Krause
Wilhelm Pahlow
Verlobte.

Zu vermieten ein freundliches Logis für 2 j. Leute Schmiebedstr. 25, 11. **Gesucht** ein Mädchen, welches Dieren konfirmirt wurde, bei Kindern. Rosenstr. 8, Hof, 1 Tr.

Gesucht zwei Wohnungen im Preise bis 180 M. in der Meierstr. oder deren Nähe. **Gesl. Off.** unter **A B 100** an die Exp. d. Bl.

Zu verkaufen eine ganze Menge Niesen-Koninchen Kofhschlostr. 14 b.

Zu verkaufen ein neues Sopha Gr. Gröpelgrube 21, part.

Zu verkaufen ein Gdhaus in der Adlerstraße (eine im Bau begriffene Straße), passend für Schlachter, Krämer u. dgl. unter günstiger Bedingungen. Näheres Ziegelstr. 1f.

Zugelaufen ein schwarzer Spig. Gegen Futter- und Inserationskosten abzuholen **Schützenstr. 49 b, 2. Et.**

Verloren am 1. Mai eine kurze goldene Uhr-kette mit Compaß zwischen Colosseum und Cronsforder Allee 33. **Abzugeben** Fischergrube 11.

Eine Schneiderin empfiehlt sich in und außer dem Hause. **Neue Meierstr. 36, part.**

Meiner werthen Kundschaft, Freunden und Gönnern theile hierdurch ergebenst mit, daß ich **Sandstraße 28** einen **Haar-, Frisur- u. Haarschneide-Salon** errichtet habe. Bitte um geneigtes Wohlwollen. **Franz Wilhelm Lichtenstein.**

Musik-Jack & Königstraße 96 Königstraße

Ihre nur aus bestem Hopfen und Malz ge-brauten Biere, Lager-, Tafel- und Münchener (nach Münchener Art gebraut), empfiehlt die **Adler-Brauerei.** **Inh.: G. Teichgräber.**

Oeffentliche Zimmerer-Versammlung am Donnerstag den 6. Mai, Abends 8 1/2 Uhr im Vereinshaus, Johannisstraße 50.

Tages-Ordnung:

1. Die Lohnkämpfe im Zimmerer-Gewerbe Deutschlands und was lehren uns dieselben. Referent: **H. Kube** aus Charlottenburg.
2. Diskussion.

Alle im Baufach beschäftigten Arbeiter werden freundlichst eingeladen. **Der Einberufer.**

Grosse Auction!

am **Mittwoch den 5. Mai, Nachm. 2 1/2 Uhr** anfangend in der **Sundestr. 8** über: Mobilien und Waaren aller Art, Sophas, Tische, Stühle, Kleiderchränke, Commoden, ein Krankenwagen, Bettstellen mit Matragen, Bettzeug, ca. 40 Mille ff. Cigarren, Normalhemden und Hosen, Schlafbeden, Bettlaken, leinene Kleider-Stoffe, Buchsfnhosen und Buchsfnreste, Herren-, Knaben- und Kinder-Anzüge, Winter-Jackets, Winter-Paletots, Puppenstuben, Staub-mäntel und vieles nicht Genannte mehr. **NB.** Die Herren-, Knaben- und Kinderanzüge werden auch **Mittwoch Vormittag** frühändig zu Auctionspreisen verkauft. Weitere Zusendungen werden **Sundestraße 8** erbeten. **J. C. B. Schmehl,** Auctionator und Taxator.

Die Schweineschlachterei von **W. Strohsfeldt** 73 Glockengießerstraße 73 empfiehlt:

Frische Flohmen,	Pfd. 50 Pf.
Schweinefleisch	Pfd. 50 Pf.
Carbonade	Pfd. 60 Pf.
Quenfleisch	Pfd. 50 Pf.
Prima Schmalz	Pfd. 60 Pf.
Praten-Schmalz	Pfd. 30 Pf.
Kopf und Bein	Pfd. 20 Pf.
Geräucherter Speck	Pfd. 60 Pf.
Gekochte Mettwurst	Pfd. 60 Pf.
Geräuch. Mettwurst	Pfd. 70 Pf.

Gebrannten Caffee (ganze Bohnen)

Santos, per Pfd. 70 Pfg., **Santos** (extrafein), per Pfd. 80 Pfg.

Caffee-Rösterei Solstenstraße 10.

Kranken-Unterstützungs-Bund der Schneider.

Mitglieder-Versammlung am **Mittwoch den 5. d. Mts.,** Abends 8 1/2 Uhr im **Vereinshaus, Johannisstraße 50.**

Tages-Ordnung:

1. Abrechnung.
2. Berathung des Statuts.
3. Aufstellung eines Kandidaten für die dies-jährige Generalversammlung.
4. Verschiedenes.

Das Erscheinen der Mitglieder ist dringend erforderlich. **Die Ortsverwaltung.**

ELYSIUM.

Fackenburg Allee 56. Heute **Mittwoch den 5. Mai** **Familienkränzchen.** Anfang 8 Uhr. Ende 12 Uhr. **Entree für Herren 30 Pfg.**

Arbeiter-Corn-Verein. **Mittwoch den 5. Mai** Abends 8 1/2 Uhr: **Monats-Versammlung** im Vereinslokal. **Tages-Ordnung:**

1. Mahlen.
 2. Anträge.
 3. Aufbringung der Kosten für den Delegirten zum Bundesconvent.
 4. Verschiedenes.
- NB.** Der Wichtigkeit der Tagesordnung halber findet die Versammlung am 5. Mai statt. Das Erscheinen der Mitglieder ist dringend notwendig. **Der Vorstand.**

Achtung Maurer! **Mitglieder-Versammlung** am **Mittwoch den 5. Mai** Abends 8 1/2 Uhr im **Vereinshaus.** **Tages-Ordnung:**

1. Vereinsangelegenheiten.
 2. Fragekasten.
 3. Verschiedenes.
- Um recht zahlreiches Erscheinen ersucht **Der Vorstand.**

Quartett-Verein „Amicitia“ **Gesellschafts-Abend** der Sänger

am **Sonntag den 9. Mai** im **Lokale Frahm, Concordia-Garten.** Anfang 7 Uhr. **Einführung** gestattet. Karten im Vorverkauf à 60 Pfg. sind beim Vorstand und den Sängern zu haben. **NB.** Kindern ist der Zutritt nicht gestattet. **Der Vorstand.**

Schluss der Saison Freitag 7. Mai. **CIRCUS** **Leo & Victor** Lübeck. **Kenterfrug.** **Mittwoch den 5. Mai** **zwei Vorstellungen** Nachm. 4 Uhr Kinder-Vorstellung, ermäßigte Preise. Abends 8 Uhr Haupt-Vorstellung. **Donnerstag** Vorstellung. **Freitag** **Abends-Vorstellung.**

Weisse und schwarze Helden.

In jenen Verhandlungen vor dem Disziplinargerichtshofe, die am Sonnabend mit der Verurtheilung des Dr. Peters endeten, suchten — ähnlich wie in den Fällen Leist und Wehlan — der Angeklagte und die Verteidigung sowie der Zeuge Baron Pechmann die in Ostafrika begangenen Ausschreitungen dadurch in eine milde Beleuchtung zu rücken, daß sie versicherten, im schwarzen Welttheil befände sich der zivilisirte Mensch Verhältnissen gegenüber, die sich unserer Beurtheilung entzögen, dort werde auch ein Menschenleben weit geringer angeschlagen wie bei uns. Wenn wir auch das Erste bedingt zugeben, so ist doch gewiß, daß Afrikaforscher wie Dr. Nachtigall und Wissmann, wie Emin Pascha und Dr. Livingstone, ja, selbst ein Kriegsmann wie General Gordon sich wahrlich auf afrikanischem Boden in weit gefährlicheren Lagen befunden haben, als der Reichskommissar Dr. Peters, aber auch in der allerschlimmsten Bedrängniß verlegneten sie niemals ihr edleres Selbst, ihr Menschlichkeitsgefühl und ihren Gerechtigkeits Sinn.

Mit dem stolzen Bewußtsein eines Cortes oder Zarro pöchte Dr. Peters auf den Erfahrungssatz, daß außerordentliche Umstände außerordentliche Maßregeln notwendig machten und heute mögen naive Gemüther glauben, daß das Niederbrennen der Dörfer, das Auspeitschen der Weiber und die Strangulation berechtigte Schreckmittel zur Erreichung großer Zwecke waren. Andere Afrikaforscher hatten große ideale Ziele im Auge und scheuten doch vor jeder Gewaltmaßregel oder Mißthat am Blutvergießen zurück. Wir erinnern nur an David Livingstone, der auf dem Wege zu Westküste Afrikas im Jahre 1871 bei Manganwe umkehrte, weil Dugumbes Leute, unter dessen Schutz er sich gestellt hatte, auf dem Markt ein Blutbad unter den friedlichen Markt Leuten angerichtet hatten. Lieber wollte er all der Chancen verlustig gehen, die Kongoforschung abzuschließen und die Durchquerung Zentralafrikas zu vollziehen, als daß er gemeinschaftliche Sache mit „Blutthunden“ machte. Mit einer Handvoll Leute schlug er sich unter schrecklichen Gefahren durch die Wälder des Manjemaalandes und langte, zum Skelett abgemagert, in Ujiji an, wo er mit seinen Gefährten verhungert wäre, wenn nicht im Augenblicke der höchsten Noth Stanley ihm Rettung gebracht hätte. Auf Livingstone's Weg am Qualaba hätte das Paradies liegen können, er wäre nicht an der Seite von Nordbrennern in dasselbe eingetreten.

Aus den strafwürdigen Handlungen, wie aus der Verteidigung des Dr. Peters sprach neben dem Bestreben, sich der Welt im Glorienschein des Kriegshelden zu zeigen, die hochwürdigste Geringschätzung des Neger's. In seinen Augen ist der Schwarze nicht viel besser, als ein Stück Vieh, aber, soweit der weibliche Theil dieser Klasse in Betracht kommt, doch gut genug zur Befriedigung gewisser Gelüste. Nun, Dr. Peters hat zu diesem Hochgefühl nicht die leiseste Berechtigung, denn es läßt sich ein nahegelegener Fall anführen, in welchem sieben der verachteten Nigger und unter diesen gar einer mit dem Namen Mabruf, eine Heldenthat ausgeführt haben,

zu der sich weder der schneidige Herr Peters noch irgend einer seiner Genossen aufgeschwungen hätte.

Als Dr. Livingstone am 1. Mai des Jahres 1873 an den Ufern des Wollamo seine Seele aushauchte, beschloffen seine schwarzen Diener, die Leiche ihres geliebten Herren einzubalsamiren und diese mit sammt der arbeitsamen Habe des Verbliebenen nach Sansibar zu bringen, damit „der gute Doktor“ in seiner schattigen Heimath ruhen könne. Chitambo, jener Häuptling, in dessen Dorfe Dr. Livingstone gestorben war, suchte den Leuten dies anzureden; denn er hielt die Ausführung, wegen des Krieges, den derzeit Mirambo führte, für unmöglich, sie aber hörten auf keine Einwendung, sondern erklärten, daß sie ihr Leben daran setzen wollten. Unter Sufis und Chumas Führung brach die kleine Schaar mit dem Sarg und einer Riste belastet von Malala auf, überwand Gefahren aller Art, ließ sich selbst durch Lieutenant Camerons Warnungen nicht aufhalten, der ihnen bei seiner Afrikadurchquerung begegnete und die Wessinstrumente Livingstones an sich nahm und setzten bei verminderter Zahl ihren Weg bis zur Küste fort. Ende Februar langten die fünf Männer, Sufi, Chuma, Amoda, Abramo, Mabruf, sowie zwei Weiber nach neunmonatlicher gefahrvoller Wanderung mit ihrer theuren Last in Bagamojo an. Hier nahm ein von Sansibar herübergekommenes Schiff der englischen Kriegsmarine den Sarg und die Riste mit dem Nachsarg an Bord, die treuen Gefährten Livingstones aber ließ man ohne Lohn und Dank am Ufer im fremden Lande zurück.

Man zeige uns doch irgend eine That in der Geschichte der Kulturmenslichkeit, in der sich Treue und Pietät schöner und rührender offenbaren, als in diesem Todtenzug der sieben Neger. Wenn Liberius dem Trauerzuge des Traianus vom Rhein bis Rom zu Fuß voranschritt, so war es der in seinen Armen verschiedene Brüder, den er vielleicht in aufrichtigem Schmerz, vielleicht auch mit Rücksicht auf den Dank seines fast allmächtigen Stiefvaters Augustus diese Ehre erwies. Hier aber leitete nicht ein Thronpräbendent den pomphaften Trauerzug auf gebahnten Wegen, sondern einige unwissende Naturkinder — die beiden Frauen stammten sogar aus dem Lande der Manquemas, wo heute noch Kannibalen herrscht — schleppten aus freier Entschliebung die Leiche durch Sumpfland und Wüsteneien, sie tröpften den Ueberfällen der kriegführenden Parteien und erstritten sich ihr Ziel unter fürchterlichen Entbehrungen und Mühsalen, ohne auf Dank zu rechnen oder Dank zu empfangen.

Ob jener junge Mabruf, der wegen Zigaretten-diebstahls zum Tod durch den Strang verurtheilt wurde, von jenem Mabruf aus Bagamojo abstammte, wird heute schwerlich festzustellen sein. Peters und Baron von Pechmann lehren jedenfalls, daß sie keinen Grund hatten, in ihrem Conquistadorenstolz auf Mabruf und andere Neger verächtlich herabzusehen. Die Heldenthat von Livingstones sieben Gefährten steht in Bezug auf moralischen Muth und edle Selbstverleugnung so hoch über den schneidigen Thaten des Dr. Peters, wie der Kälimandscharo über einem Mantwurfshaufen.

Das ist das Erbende an diesem Trauerzuge von Malala nach Bagamojo, daß man sich sagen muß: Der Geist des Entschlafenen war auf jene Schwarzen über-

gegangen, die ihn der Heimath entgegenzogen. Livingstones unendliche Güte, sein moralischer Muth und Gerechtigkeits Sinn hatten in den Herzen dieser Wilden den Funken echten Menschenthums geweckt. In der Liebe und Verehrung zu ihrem Führer waren sie einig und trotz aller Gefahren und aufreibenden Strapazen wollte nicht einen Augenblick das Vertrauen zu ihm. Wie Kinder zu ihrem Vater, so blickten jene Neger „zum guten Doktor“ auf. Und als der Tod ihn abgerufen, entflammte die Erinnerung an seine Güte sie zu jener heroischen That.

Die weißen Kolonialhelden, die sich ihrer Kulturthaten laut brüsten, haben keine Ursache, auf die Schwarzen voll Verachtung herabzusehen, die durch eine edle That von dem Menschlichkeitsgefühl Kunde gaben, das in ihrer Brust wohnt.

Soziales und Partei-Leben.

Mißbrand-Vergiftung in Nürnberg. Schon wieder ist ein Pinjarbeiter, und zwar unter Symptomen der Mißbrandvergiftung gestorben. Das Resultat der Section ist noch nicht offiziell bekannt. Der Tod erfolgte in diesem Falle jedoch nach mehrtägigen heftigen Schmerzen, wie sie bei Mißbrandvergiftung auftreten. Die Gelehrten machen unterdessen noch Desinfektionsproben, während alle paar Tage Arbeiter der gefährlichen Krankheit zum Opfer fallen. Wie „gewissenhaft“ die Pinjarfabrikanten mit der Desinfektion des Rohmaterials umgehen, beweist folgender am 26. April vor dem Schöffengerichte dahier verhandelter Fall: Bei einer Kontrolle, welche in einer Pinjarfabrik vorgenommen wurde, fanden sich zwei Packete Haare vor, welche nicht desinfiziert waren. Es erhielten daher die beiden Besitzer der Fabrik Strafbefehle, der eine auf 10 Mk., der andere auf 45 Mk. lautend. Gegen diese Strafe legten die Fabrikanten Verufung ein und machten geltend, sie seien in dem Glauben gewesen, daß die Haare schon in dem Geschäft, von dem sie bezogen wurden, desinfiziert seien. Der Anwalt wies darauf hin, daß bei der großen Gefahr für Leben und Gesundheit gerade bei diesen Arbeiten die peinlichste Sorgfalt herrschen müsse. Die Verufung wurde kostenfällig verworfen. — Es wäre endlich an der Zeit, gegen Leute, die das Leben ihrer Mitmenschen auf das Schwerste gefährden, exemplarische Strafen auszusprechen.

Erwerbsmöglichkeiten für Frauen in Deutschland. Eliza Ichenhäuser hat die Einzelberufe und sonstigen Erwerbsarten zusammengestellt, denen Frauen sich zugewandt haben bzw. zuwenden sollten, und durch Umfrage die besten Mittel zur fachlichen Ausbildung, die Dauer der Lehrzeit und die gegenwärtigen Aussichten des Berufes festzustellen versucht. Diese Zusammenstellung hat die Verfasserin nunmehr im Druck erscheinen lassen. Sie berücksichtigt vorwiegend die sogenannten bürgerlichen Berufe; die Verfasserin mahnt direkt die Handwerker, ihre Töchter ebenso wie ihre Söhne in ihr Handwerk einzuführen. Wie groß die Zahl der erwerbsthätigen Frauen im Hauptberuf ist, ergibt die Berufszählung vom 14. Juni 1895. Danach ist seit der Berufszählung von 1882 diese Zahl von 4,259,103 (= 18,46 pZt. der weiblichen Bevölkerung) auf 5,264,408 (= 19,97 pZt.)

Stefan vom Grillenhof.

Roman von M. Kautsky.

(55. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Wie ein Wirbelwind kam nun über die Wiese Mandl herangeflogen. Sie stützte und blieb stehen, als sie die beiden Damen bemerkte. Ihre Augenbrauen zogen sich finstler zusammen, und sie schien einen Augenblick unschlüssig, ob sie näher kommen oder sogleich wieder Reißaus nehmen sollte. Ein mächtiger Antrieb ließ sie für das erste sich entscheiden. Sie sprang auf den Professor zu, ohne die übrigen eines Blickes zu würdigen und ihre Hand auf seine Schulter legend, sagte sie in einem halb trocknen, halb bittenden Ton:

„Geben Sie mir das Stück Brod, das hier auf dem Tische liegt, ich habe Hunger.“

„Du bist noch hier?“ rief der Professor erstaunt.

„Randl,“ sagte Stefan in einem Ton des Vorwurfs, „ich hatte Dich nach Hause geschickt, warum bist Du nicht gegangen?“

„Weil ich nicht kann,“ erwiderte sie. Der Ton klang wie gebrochen.

„Da hast Du das Brod, mein Kind,“ sagte der Professor und hielt es ihr hin. Sie langte gierig darnach und biß sogleich hinein. „Ich wette, das arme Ding hat heute den ganzen Tag noch nichts zu sich genommen,“ fuhr er fort, sie mit einem mitleidigen Lächeln betrachtend. „Du hast Dich wie ein Bagabund wieder herumgetrieben, he?“

„Das ist entsetzlich!“ rief die Gräfin. „Aber es ist gewiß so, wir haben sie vorhin im Park schlafend angetroffen; aber ist denn Niemand im Stande, über dieses wilde Geschöpf eine Art Autorität zu üben und dasselbe zu einem ordentlichen, regelmäßigen Leben anzuhalten?“ „Wißt zu zuckte die Achseln. „Die ist zu sehr an die

Freiheit gewöhnt, es dürfte schwer halten, aber ich werde es versuchen.“

„Ach, Sie Professor, Sie sind selbst so eine wilde, ungezogene Pflanze,“ sagte die Gräfin, halb scherzhaft, halb ärgerlich, „aber man müßte die Mutter dazu anhalten.“

„Die alte Huber? Die hat, glaube ich, ihr Lebtag keinen andern Eindruck auf sie gelübt, als den ein Stock hervor bringt.“

„Die Huber?“ rief die Gräfin, in jähem Schreck in die Höhe fahrend, aus.

„Ihre Mutter, sagte ich, die Huber,“ wiederholte der Professor.

„Ist das das Weib — des Stadtbauers?“ fragte die Gräfin mit stockendem Athem, „sprich, Randl?“

„Ja,“ sagte diese kurz und mit vollem Munde.

Die Gräfin erblickte bis in die Lippen; sie fühlte sich unwohl, einer Ohnmacht nahe, aber sie kämpfte mit aller Kraft dagegen. So wollte, sie durfte sich nicht anmerken lassen, wie sehr diese, scheinbar so uninteressante Thatsache sie berührte; ja, sie suchte sogleich jede Bedeutung sich selbst gegenüber hinwegzuleugnen. Was war es denn auch, was regte sie so auf? Sie hatte die Milchschwester ihrer kleinen Maximiliane entdeckt; — aber ein furchtbarer Gedanke fuhr wie ein Blitz in ihre Seele — die Ähnlichkeit der Stellung vorhin, die an Maxime erinnert hatte? „Wahnsinn!“ sagte sie sich. „Sie ist eine zufällige. Wie sollte es auch anders sein. Maximiliane, die Tochter Maximes, ist todt; es steht im Kirchenbuch, es ist amtlich, gerichtlich konstatiert, wie kann man also denken, daß dieses entsetzlich wilde Geschöpf — wie könnte es auch! — Niemand — Wahnsinn, Wahnsinn!“ wiederholte sie sich.

Stefan hatte indeß mit Randl freundlich und zuthunlich gesprochen und ihr gesagt, sie möge sich neben ihm setzen. Sie blickte zu ihm auf und dann auf Valerie.

Um ihren Mund zuckte es, aber sie antwortete nicht und setzte sich auch nicht. Da zog sie der Professor zu sich auf die Bank hernieder.

„Komm zu mir“, sagte er, wie tröstend, „wir beide, wir müssen überhaupt jetzt zusammen halten, Du weißt es ja schon, daß er uns verläßt, und zwar morgen mit dem frühesten, Du weißt es jetzt und Du findest Dich vernünftiger Weise darein, nicht wahr, Mandl?“

Sie erwiderte nichts; sie hörte nicht auf, in ihr Brod zu beißen, aber schwere, langsam perlende Thränen fielen darauf.

„Du wirst bei mir bleiben“, fuhr der Professor fort, „und was er nicht mehr für Dich thun kann, das will ich thun, ich habe Dich ja als eine Art Vermächtniß von ihm übernommen.“

„Ja“, sagte Stefan lebhaft, „und ich gehe leichter und beruhigt, seit ich weiß, daß der Professor sich in so großmüthiger Weise Deiner annehmen, daß er Dich beschützen, für Dich Sorge tragen will; versprich mir nun, daß Du Dich in alles fügest, daß Du ihm in allem gehorchen wirst.“

„Ich will nicht mehr Kröten fangen“, lispelte sie mit halb ersticker Stimme.

„Nun, das sollst Du auch nicht“, sagte der Professor gutmüthig, „wir werden schon etwas anderes für Dich finden; Du sollst einmal etwas lernen, und ich werde mich selbst mit Dir beschäftigen.“

„Das ist nicht nöthig“, sagte sie.

„Ei, wie so denn, Randl?“

„Weil ich fortgehe.“

„Ah!“ machten alle.

„Fort!“ lachte der Professor, „seht doch, wohin willst Du gehen?“

„Das werde ich nicht sagen.“

„Was soll das heißen?“ fuhr Stefan erzürnt auf. „Kommst Du mit so kindischen Scherzen und mit solchem

gestiegen, während die Zahl der „Dienenden“ unter der weiblichen Bevölkerung von 5,56 pSt. auf 4,29 pSt. gesunken ist. Die selbständig erwerbstätigen Frauen sind in fast allen Berufen als „Arbeiterinnen“ thätig. Als selbständige Unternehmerin und Betriebsleiterin ist sie in den sechs Berufsarten der Landwirtschaft, Gärtnerei, Thierzucht, Forstwirtschaft und Fischerei in einer Gesamtzahl von 354,899 vertreten, ferner in 160 Berufskategorien des Bergbaues, Hüttenwesens, der Industrie und des Bauwesens 389,153 mal und 202,616 mal in der Berufsgruppe Handel und Verkehr.

Aus Nah und Fern.

Sonderburg. Ein erschütternder Unglücksfall hat sich in der Nacht zum Mittwoch hier ereignet. Der frühere Schiffskapitän, Stadtrath Wendig Ohlsen und dessen Gattin sind in Folge einer durch die Unbichtigkeit der Gasleitung herbeigeführten Gaskontamination in ihrem Schlafzimmer erstickt. Wendig Ohlsen war einer der ältesten Bürger Sonderburgs.

Von einem alten Hamburger Schiffskapitän, der durch die schwersten Stürme sein Schiff mit größter Sicherheit geführt und der wegen seiner seemannischen Tüchtigkeit wie Viederkelt in hohem, wohlverdienten Ansehen stand, dem aber jeder gesellschaftliche Schiffsvollständig fremd war, wird der „Zgl. Rundsch.“ von einem Ohren- und Augenzeugen folgende brasilische Geschichte erzählt: Als er einst mit seinem Schiffe in einem amerikanischen Hafen lag, erhielt einer seiner Fahrgäste gerade zur Zeit des Mittagessens den Besuch des bekannten Schriftstellers Gerstaecker. Als er seinen Besuch in den Speisesaal führte, fragte der Kapitän seinen Reisenden leise: „Wat is dat för'n Kirt?“ Als dieser ihm darauf erwiderte, es sei der bekannte Schriftsteller Gerstaecker, rief der Kapitän mit Stentorsstimme: „Stuart! bring' für den Schriber of en Töller Supp!“ Da der Kapitän sich, wie es überhaupt seine Art war, sehr gastfrei erwies, wollte Gerstaecker ihm doch einige freundliche Worte sagen, und äußerte bei dem Abschied: „Es hat mich sehr gefreut, Sie persönlich kennen zu lernen; ich habe von Ihnen schon so viel gelesen und gehört!“ Ohne eine Miene zu verziehen, antwortete der alte Seebär: „So—o? Is van Se noch gor nix!“

„Ein Akt unglückseliger Verirrung.“ Schlimme Erfahrungen scheint der Veranlasser nachstehender Annonce in Nr. 112 der „Dorm. Ztg.“ vom 23. April 1897 gemacht zu haben. Es heißt da: „Entlobung. Strigen Ausstreunungen zu begegnen, erklärt Unterzeichneter, daß er seine Verlobung mit Fräulein Emilie Wagner, älteste Tochter der Unternehmerswitwe Frau S. Wagner, Witten a. N., als Akt unglückseliger Verirrung, bereits seit Anfang August vor. Js. als aufgehoben erachtet. W. Schaffenburg, Ernst Schroewski, Schriftsteller und Chf-redakteur.“

Zur Chronik der Majestätsbeleidigungs-Prozesse. Am Montag Abend 7 Uhr wurde der wegen angeblicher Majestätsbeleidigung verhaftete Redakteur des „Glück Auf“, Genosse Freyhe in Zwickau, auf freien Fuß gesetzt, nachdem ihm eröffnet worden war, daß die Verdachtsmomente derart abgeschwächt seien, daß eine weitere Inhaftierung überflüssig sei. Das Verfahren ist vorläufig eingestellt worden. Ein Antrag des Verhafteten nach seiner Festnahme, ihn gegen 6000 Mark Kaution in Freiheit zu setzen, war vom Landgericht abgelehnt worden. (1)

Zur Handhabung des „Groben Unfugs“-Paragraphen. Die Verhaftung der Loreley. Der

rheinischen Polizei ist es gelungen, ein gefährliches Frauenzimmer Namens Loreley abzufassen, welche seit unendlichen Zeiten durch Verübung von ruhestörendem Lärm und groben Unfug die Schifffahrt des Rheines gefährdet hat. Da man in ihrem Besitze einen goldenen Stamm fand, über dessen rechtmäßigen Erwerb sie sich nicht ausweisen konnte, so wurde sie vorläufig wegen Diebstahlsverdacht in Haft genommen. Außerdem wird sie sich wegen nächtlichen Herumstreunens auf den Bergen und wegen verbotswidrigen Singens zu verantworten haben. Ob auch Sittlichkeitsbelikte vorliegen, wird die Untersuchung ergeben.

Vom Lissaer Masttarif. Alle Deutschen sind zwar vor dem Gesetz gleich, aber nicht vor den Mastmessern in Lissa. In den dortigen Barbiergeschäften ist nämlich folgender „Masttarif“ angeschlagen: Für Honoratioren 20 Pf. — für den Mittelstand 15 Pf. — für Arbeiter 10 Pf. Die Unterschiede in der Preislage sollen sich besonders in der Schärfe der Messer fühlbar machen. Die Hauptschwierigkeit in der Durchführung dieses Tarifes liegt für den Barbierherrn darin, seine Kunden richtig zu beurtheilen, was sogar bei den Einheimischen nicht leicht fallen soll; denn man erzählt sich, es sei vorgekommen, daß ein Lissaer bei Beginn des Monats in der ersten, am 15. in der Mittelstandsklasse und am letzten nach dem Arbeiterarif sich rasiren ließ. Weit verwidelter aber wird die Sache, sobald ein Fremder auf der Bildfläche erscheint. Ein Posener, der kürzlich Lissa besuchte, berichtet der „Pos. Ztg.“ 3. N., daß die aus dem Meister, einem Gehülfen und den beiden Lehrlingen bestehende Preisrichterstaffel lange geschwankt habe, ob sie ihn in die Mittelstands- oder Honoratiorenklasse versetzen sollte. Schließlich gab er aber die beiden Lehrlinge den Ausschlag, und unser Posener wurde um 20 Pfennige gekrönt. Man kann sich denken, mit welcher Würde der neu gebadene Mandarin erster Klasse von Lissa in P. das Geschäft verließ.

Ein neues Massenunglück. *)

Zehn Knappen hat wieder die Wetter gepackt,

Die Führung der Wetter, sie war intakt. —

Ein Bläser, so lautet der Bericht,

War schuld — und die eig'ne Unvorsicht.

Die Bahn sind todt — erschlagen, zermalmt —

Vom Schwaben erstickt, der brodelnd und qualmt.

Er hat die Armea gar grimmig gepackt —

Die Wetterführung, sie blieb intakt.

Die alte Geschichte, das alte Lied —

Zum Weinen, zum Lachen, wie man's besieht:

Der Bläser, die Lampe, die sorglose Hut —

Die Wetterführung — wie immer — gut.

Und weiter? — Wie immer der alte Verlauf:

Ein Massengrab nimmt die Erschlagenen auf,

Bis wieder es irgendwo donnert und kracht! —

Wollt, Knappen, Ihr's ändern — verschafft Euch die Macht! —

Eine Maiseier in Exil. Der aus Massa Carrara in Italien gebürtige Maschinenflicker Wilhelm Guidoni kam im Jahre 1872 nach Sachsen, wo er in Eibenstock im Erzgebirge Arbeit erhielt. 21 Jahre hat er dort gelebt, sich auch dort verheiratet und in allen Fabriken, wo er arbeitete, das Zeugniß errungen, daß er seine Berufspflichten vollständig erfüllt hat. Als im Jahre 1890 die

*) Auf Zechen „Oberhausen“ bei Oberhausen ereignete sich, wie unsere Leser wissen, am 14. April ein furchtbares Unglück, das dem Dichter in der „Berg- und Hüttenarbeiterzeitung“ Anlaß zu den ergreifenden Strophen gab.

sozialistische Bewegung auch in jenem armen erzgebirgischen Orte Boden faßte, schloß sich Guidoni ihr an. Er ist nun durchaus nicht etwa öffentlich für den Sozialismus aufgetreten, was er, abgesehen von der Gefahr der Ausweisung, schon deshalb nicht that, weil er der deutschen Sprache nicht in dem Maße mächtig ist, als es der öffentliche Vortrag erheischt. Seine Agitation für den Sozialismus erstreckte sich im wesentlichen auf sein Privatleben. Er hat auch wegen der Agitation niemals eine Strafe erlitten. Das alles schloß ihn aber nicht. Im Jahre 1891 wurde er aus Eibenstock und aus dem ganzen Königreich Sachsen ausgewiesen, weil er für die Sozialdemokratie agitatorisch thätig gewesen sei. Er wandte sich hierauf nach Graßlitz in Böhmen, wo er bis Ende Januar 1897, abermals zur Zufriedenheit seines Prinzipals, arbeitete. Dort erhielt er von einem Berliner Fabrikanten, der ihn von Eibenstock her kannte und der in Berlin eines der größten Geschäfte der betreffenden Branche besitzt, das Angebot, bei ihm in Arbeit zu treten. Guidoni verließ deshalb Graßlitz und reiste im Februar dieses Jahres nach Berlin. Hier hielt er sich von der Arbeiterbewegung so vollständig fern, daß er weder eine politische, noch eine gewerkschaftliche Versammlung besuchte, ebenso wenig trat er einem politischen Verein als Mitglied bei — alles, um nicht abermals aus Deutschland ausgewiesen zu werden. Lediglich dem Centralverband der Textilarbeiter schloß er sich hier an, hat sich aber, wie schon angedeutet an dessen Versammlungen u. a. aus dem bereits angegebenen Grunde nicht betheiligt. Dennoch blieb er von der Ausweisung nicht verschont. Am dritten Osterfesttag wurde er aufs Polizeipräsidium bestellt, wo man ihm eröffnete, daß ihm der Aufenthalt in Preußen nicht gestattet werden könne, weil er aus Eibenstock i. S. ausgewiesen sei. Darauf ging der Fabrikant, bei dem Guidoni arbeitete, auf das Polizeipräsidium, um die Zurücknahme der Ausweisung zu erwirken. Er erhielt den Bescheid, ein schriftliches Gesuch einzureichen. Dazu kam es jedoch nicht, weil Guidoni, der fortgesetzt polizeilich beobachtet wurde, die Abreise von Berlin einem Leben unter polizeilicher Aufsicht vorzieht.

Er verläßt heute, am 1. Mai, die Hauptstadt des Deutschen Reichs. Der Centralverband der Textilarbeiter sorgte für einen Befreiungsschein, wofür Guidoni hierdurch seinen herzlichsten Dank sagt.

Mit welcher bitteren Gefühlen der italienische Genosse, dem Deutschland zur guten Heimath geworden war, das Land der „Denker“ verläßt, wird ihm jeder deutsche Arbeiter nachempfinden.

Wäge Guidoni im Auslande, wohin er sich wenden will, endlich eine dauernde Ruhestätte vor polizeilichen Verfolgungen finden.

Der Kleine Kurt kehrt mit seinen Eltern vom Missionsfeste nach Hause zurück. Nachdenklich fragt er seine Mutter: „Mutter, hat der Missionar nicht erzählt, daß die Leute in Tamba-Tamba gar keine Kleider anziehen?“

„Gewiß, mein Sohn!“

„Ja, warum hat Vater denn einen Hosenknopf in die Missionsbüchse gelegt?“

Briefkasten.

Arbeiter-Turnverein. Der Bericht über eine Versammlung, welche bereits vor drei Wochen stattfand, ist verlesen und entschert daher des allgemeinen Interesses, weshalb die Veröffentlichung unterbleibt.

Eigensinn, willst Du den Professor, willst Du mich betreiben, die wir es beide so gut mit Dir meinen?“

Sie schüttelte verneinend den Kopf.

„Dann jage es uns; was willst Du anfangen, wohin willst Du gehen? wir müssen das wissen.“

„Ich kann es aber nicht sagen.“

„Auch mir nicht, Rands!“

Sie sah plötzlich auf und blickte ihn unter Thränen mit einem fast triumphirenden Aufschreien an. „Du wirst es ohnedies bald erfahren, Du!“

„Rands!“ — Stefan sah ihr mit einer Art komischer Desperation in das kleine Gesicht — „Rands, Du willst mir doch nicht am End' nachlaufen!“ Rands lenkte schnell das Haupt, der Professor und Hans aber brachen in ein lautes Lachen aus, so überaus heiterend erschien ihnen diese Annahme. Aber Stefan kannte die Rands besser, er wußte wohl, daß sie im Stande wäre, Ernst zu machen, und er sagte deshalb mit Strenge: „Rands, ich verbiete es Dir, an so etwas Verrücktes auch nur zu denken, die Ausführung verbietet sich wohl von selbst, aber ich will nicht, daß Du Lindau verlässest, ich will, daß Du der Aufsicht des Professors Dich nicht entziehst, sei's auch nur für einen einzigen Augenblick.“

Sie warf plötzlich den Rest des Brodes, den sie noch in der Hand hielt, auf den Tisch. Die stürmische Bewegung, die sie so lange zurückgehalten, sie brach nun unaufhaltsam hervor. „Und Du glaubst, ich soll Dich fortziehen lassen!“ Ihre Stimme ging fast unter in Thränen und ihr kleiner Körper zitterte. „Und ich soll hier zurückbleiben, allein, ohne Dich? Was wär' das für ein Leben, ich könnt' es nicht ertragen! Und Du sollst es nur wissen, Stefan: ja, ich will Dir nachlaufen, und wenn's auch noch so viele Meilen wäre! Nicht grade neben Dir, ich weiß schon, das ließen sie nicht zu, und vor und neben und hinter Dir, da sind lauter Soldaten; aber ganz aus den Augen sollst Du mir doch nicht kommen, und ich werde immer in einiger Entfer-

nung so nebenher traben, und wenn ihr Halt macht, dann bring' ich Dir Wasser und Du gibst mir dafür ein Stück Brod, und wenn's dann zum Dreinhauen kommt, dann verflecke ich mich irgendwo, aber so, daß ich Dich sehen kann, oder besser, ich verschaffe mir eine Waffe, ein Gewehr, und wenn Dir einer an den Leib will, so schieße ich ihn nieder, aber wenn das alles nichts nützt und Du wirst doch verwundet, dann will ich Dich pflegen, und, wenn Du stirbst, dann können sie mich gleich mit Dir begraben!“

„Rands!“ rief Stefan und rang fast die Hände, „Du thörliches Kind, was sind das für Gedanken, was hast Du für sinnlose Vorstellungen, Du armes, gutes Ding.“ Er erfaßte sie und zog ihren Kopf wie beruhigend an seine Brust.

Valerie blickte in banger, qualender Eifersucht nach ihnen hin. Wie liebte ihn doch dieses wilde, ungeberdige Ding, nach ihrer Art freilich, aber wie empfänglich schien er ihr dafür. Warum hielt er sie so — so zärtlich? Und das vor ihren Augen! Es war nur ein kurzer Augenblick; Stefan ließ die Rands los, und als nur der Professor und Hans gleichzeitig sich um die Kleine bemühten und ihr das Lächerliche und Undurchführbare ihres Planes begreiflich zu machen suchten, und diese auf all' die Vorstellungen nur kopfschüttelnd antwortete, sagte er ernst und entschieden: „Geben Sie sich keine Mühe mit ihr, Vernunftgründe versagen bei ihr nicht und sie versteht sie auch nicht. Aber Du wirst hier bleiben, Rands, weil ich es will, und ich will es, weil es nicht anders sein kann, und glaube ja nicht, daß Du mir mit Deiner alles Maß überschreitenden Anhänglichkeit eine Freude machtest, nur Kummer und Verdruß würdest Du mir dadurch verursachen. Darum bleibe, sei brav und lerne tüchtig, damit, wenn ich zurückkomme, ich Dich vernünftiger wiederfinde.“

Rands hatte während dieser etwas harten Zurechtweisung ihres jugendlichen Mentors den Kopf immer

tiefer gesenkt; er ruhte jetzt auf ihren Händen, die sie vor sich auf den Tisch gelegt hatte. Eine Pause entstand. Niemand sprach ein Wort. Die Gräfin hatte in der Zeit gehakt, sich zu sammeln und hinsichtlich dieser unerwarteten Enthüllung zu einem Entschlusse zu kommen. Sie blickte jetzt mit einem besorgten Ausdruck auf das junge Mädchen hinüber und sprach etwas bekümmert ihren Namen aus. Rands hob nicht einmal den Kopf. „Rands!“, wiederholte die elegante Frau, „höre mich, ich — ich selbst will mich Deiner annehmen, ich werde Deiner Mutter eine kleine Unterstützung angedeihen lassen und hierauf jede weitere Sorge für Dich übernehmen.“

(Fortsetzung folgt.)

Litterarisches.

Von der „Gleichheit“ Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen (Stuttgart, F. S. W. Dieß Verlag) ist uns soeben die Nr. 9 des 7. Jahrgangs zugegangen. Aus dem Inhalt dieser Nummer heben wir hervor:

Malenmorgen. (Gedicht.) Von Max Kegel. — Zur Maiseier. — Kritische Bemerkungen zu Genossin Brauns Vorschlag. V. Von A. N. VI. Von W. Kähler. Wandsbel. — Aus der Bewegung. — Die Forderung weiblicher Fabrik-Zuspektoren vor dem Landtag von Altenburg. — Feuilleton: Die W'chtigkeit von der Maschin'. Von Ludwig Anzengruber. — Kleine Nachrichten.

Die „Gleichheit“ erscheint alle 14 Tage einmal. Preis der Nummer 10 Pfg., durch die Post bezogen (eingetragen in der Reichspost-Zeitungsliste für 1897 unter Nummer 2902) beträgt der Abonnementspreis vierteljährlich ohne Postgebühren 55 Pfg.

Von der „Neuen Zeit“ (Stuttgart, F. S. W. Dieß Verlag) ist soeben das 31. Heft des 16. Jahrgangs erschienen. Aus dem Inhalt heben wir hervor:

Herr im eigenen Hause. — Ideale der Sozialpolitik. Von Wolfgang Heine. — Probleme des Sozialismus. Von Eduard Bernstein. — Die sozialpolitische Bedeutung von Raum und Zahl. (Schluß.) — Oskar Wilde. Von Johannes Gauke. — Die gälischen Wahlen. Von Wally Vogdanzul. — Notizen: Die Unentgeltlichkeit der ärztlichen Hilfeleistung, einschließlich der Geburtshilfe und der Heilmittel. — Feuilleton: Die Brillanten des Kardinals. Erzählung von Minna Kautsky. (Fortsetzung.)